



Nr. 39.

Erscheint Sonnabends  
und ist in der Post-Zeitungspreliste  
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 28. Juni.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Unser Teufelchen. Ein Kinderleben. Von A. Schoebel (Schluß). — Die Kartenbrüche. Von M. P. — Das Gewissen und seine Erbsamittel. Von Max Bawlowitz. I. — Geheimnisse der Sibirier. Von Hildegard Wilson. VIII. — Leben und Vernichtung. Von Dr. Theodor Landau. — Vom sittlichen Standpunkt in der Kritik. Von Carl Spitteler. — Seltene Gedanken im Thorwaldsen-Museum. I. Von F. R. — Unteroffiziere (Sous-Offs). Von G. P. — Kleine Kritik.

## Unser Teufelchen.

Ein Kinderleben.

Von

A. Schoebel.

(Schluß.)

Gila begann plötzlich das Herz schneller zu schlagen. Das neue Brüderchen! Sie sollte ein Brüderchen haben, ein eigenes Brüderchen, wie die glücklichen kleinen Mädchen in den Erzählungen und Märchen der alten Mamscha?

Sie beugte sich neugierig über den Rand der Wiege. „Ah!“ Ein laut kindlichen Entzückens war es. „Brüderchen! Liebes, kleines Brüderchen!“ Der Atem versetzte sich ihr fast, als sie leise flüsternd in unbeschreiblicher Freude auf das kleine Wesen sah, das da so hilflos zwischen den Spitzen lag, wie einst das schwarze Kästchen unter den welkenden Blättern der Walbede. „Ich will Dich so lieb haben! Immer, immer!“

Wie einer plötzlichen Idee folgend, richtete sich die Kleine auf und ging leis und vorsichtig hinaus. Nach wenigen Minuten trat sie wieder fast unhörbar ein in das dämmrige Gemach und huschte wie ein Schatten hin zur Wiege — — —

„Das schenk ich Dir, Brüderchen! Mein aller — allerliebster!“

Da fuhr die Gräfin, die seit Minuten in einem Halbschlummer gelegen hatte, auf — im selben Augenblick stieß sie einen Schrei aus —

„Das Teufelchen! Die Katze!“ Und sie sank zurück — die Wärterin stürzte herbei —

Die kleine Gila hatte in ihrer überwallenden Herzensfreude ihren geliebten Muschi herbeigeholt und dem Brüderchen als Geschenk in die Wiege gesetzt. Ihres Lebens ganze Freude wollte sie hingeben an das unbekante, verständnislose Wesen dort in der Wiege — und die Eltern hatten kein Verständnis für diesen rührenden Zug ihres „Teufelchens!“

Mit einer dunklen Zornesröte auf der Stirn trat der Graf nah an die entsetzte Kleine heran. „Hinaus!“ herrschte er sie mit gedämpfter Stimme an. Er packte den Kater, faßte mit heftigem Griff Gila am Arm und führte sie aus dem Zimmer.

Große Kinderthränen rannen über das erbleichte Gesichtchen der armen Kleinen. Sie zitterte und sah erschrocken auf den Vater. Was hatte sie denn Böses getan?

Der Graf riß sie durch den Korridor hin zu dem Kinderzimmer. Dort stieß er sie über die Schwelle. „Hier bleibst Du, Du böses, unmartiges Kind! Fräulein Werder, Sie haben strengen Befehl, daß Gila sich nicht aus diesem Zimmer entfernt, bevor ich es erlaube. — Und dies abscheuliche Tier hier hat jetzt sein Maß voll.“ Seine Hand packte noch fester den schwarzen Kater, der sich prustend gegen den eisernen Griff wehrte.

Mit einem Aufschrei warf sich Gila dem Grafen vor die Füße. „Vater, Vater!“ Weiter konnte sie nichts hervorbringen. Die Stimme brach ihr in einem laut irren Verzweifeln.

„Vater, Vater!“ schrie sie noch einmal schluchzend. Dann schwieg sie plötzlich. Starr und finster blickte sie vor sich hin. Sie wußte, daß sie auf kein Erbarmen für ihren Muschi zu rechnen hatte.

Sie trat nahe an das Tier heran, das bei ihrem Anblick ein lautes jammerndes Miau ausstieß und mit allen Kräften strebte, sich loszumachen.

„Leb' wohl, Muschi,“ sagte sie dumpf. „Armer Muschi.“ Dann nichts weiter. Mit den heißen, trockenen Augen blickte sie noch einmal den Vater an und wandte sich dann ab. Auch als der Graf, die Katze im Arm, das Zimmer verließ, machte sie keine Bewegung, ihn zurückzuhalten, und verharrte in einer sonderbar unheimlichen Ruhe.

Von dem Tage an, da man ihr den Liebling grausam genommen, um ihn zu töten, wurde Gila noch finsterner und verschlossener.

Mit keinem Worte hatte sie nach dem Schicksale Muschis

gefragt. Alles, was sie in kindlicher Überschwenglichkeit dem Tier geschenkt hatte, Halsbänder, Kissen, Decken, trug sie in einem Winkel ihres Zimmers zusammen und hütete es dort wie ein Heiligtum. Stundenlang konnte sie bei den Sachen sitzen und finster in sich hineinbrüten.

Keine Strafe, keine Zurücksetzung machte von dem Augenblick an, in dem man ihre warmherzige, wenn auch unbedachte That so herzlos mißkannt hatte, den geringsten Eindruck auf Gila.

All die Zuneigung aber, die ihr einsames Herz für den toten Liebling gehabt, übertrug sie nun auf das Brüderchen. In einer scheinbar, sonderbaren Art freilich, da man den Knaben vor dem „Teufelchen“ hütete, wie vor etwas Entsetzlichem — aber die Stunde, zu der Gila der Mutter „Guten Morgen“ wünschen durfte, war doch jetzt die Wonne ihres Tages; denn Gilo, der reizende, kleine Gilo, der Abgott des Hauses, vor dessen Lächeln das Sonnenlicht zu erbleichen schien, lag dann lustig kränzend auf dem Schoße der Gräfin.

Ohne sich zu rühren, die Hände auf dem Rücken, stand das „Teufelchen“ dann vor dem kleinen Bruder und schaute bewundernd auf die zarten, runden Gliederchen, die aus rosig gefärbtem Wachs geboffelt schienen, auf die feinen Härchen, die ebenso goldig glänzend waren, wie die Flechten der glücklichen, jungen Mutter.

Mit Staunen sah Gila die Zärtlichkeit, die dem Brüderchen wurde; aber mit der ganzen Wildheit ihrer Natur wehrte sie sich gegen jede Anwandlung von barmherziger Freundlichkeit, die verspätet aus dem Wesen der Eltern hervorbrach und sich in Liebskosen gegen die so lange zurückgesetzte Tochter äußern wollte.

„Sie ist und bleibt doch „unser Teufelchen,“ meinte dann wohl aufseufzend Gräfin Mona.

Als der kleine Gilo auf den Füßchen stehen und gehen lernte, da näherte sich ihm die Schwester mehr und mehr. Mit wachsamem Blick ihrer melancholischen Augen hütete sie die geliebte kleine Gestalt, mit Entzücken spielte sie mit dem fröhlichen, goldblockigen Bürschchen.

Aber sie mußte ihre Liebe, ihre Freude ängstlich verbergen, denn die Gräfin wachte mit eifersüchtiger Zärtlichkeit über dem Kleinen und trennte sich nur von ihm, um den notwendigsten gefelligen Verpflichtungen zu genügen.

Als Gilo älter wurde, da zeigte es sich, daß auch in seiner Natur der Keim lag zu jener Abenteuerlichkeit, die im Wesen des „Teufelchens“ so seltsame Sprossen getrieben hatte.

Er wurde ein wilder Junge von ungebändigtem Temperament. Mehr und mehr traten ein starrer Egoismus, ein durch nichts zu brechender Wille an ihm hervor. Die unbegrenzte Verhättselung, die dem Kleinen wurde, verstärkte diese Eigenschaften noch. All das Unliebenswürdige, ja Schreckende, das dem „Teufelchen“ von jedem zugetraut wurde, aber keineswegs Charaktereigentümlichkeit, sondern nur die Folge einer harten, gänzlich verkehrten Erziehung war, und in Wirklichkeit nur gleich einer dunklen Hülle um einen goldigen Kern lag — alles dies war bei dem kleinen Knaben angeboren und durch Verwöhnung fortentwickelt worden. Böse und falsch war er im Innern, nach außen blieb er blond und weich und schön — bestechend schön.

Die Dienerschaft neckte er böshaft, die Eltern quälte er

unaufhörlich — vor allem aber hatte er im „Teufelchen“ ein Wesen gefunden, an dem er seinen Übermut, seine Launen ausüben konnte. Er schlug und fragte die Schwester oft ganz ohne Ursache, und sie ließ sich mit einer bei ihr gar nicht zu vermutenden Geduld die heimliche Bosheit gefallen, denn sie liebte das ungezogene Brüderchen abgöttisch.

All ihre phantastischen Märchengedanken wachten auf, wenn der kleine Gilo in heißer Mittagsstunde vor ihr im Rasen lag, die Halme über sein strahlendes Gesichtchen hinniekten, die Käfer ihn umsummten und er mit den spiegelnden blauen Augen so lange zu dem glänzenden Himmel aufschaute, bis sie ihm zufließen.

Wie ein kleiner Prinz erschien ihr der Bruder, so fein und schön. Sie erwartete für ihn ganz wunderbare Dinge, wie Erscheinungen von Feen oder verzauberten Prinzessinnen, deren Erlösung ihm zu unermesslichem Glück verhelfen mußte.

Sie selber hoffte dann bei diesen Ereignissen eine Rolle spielen zu können, sie dachte an unschätzbare Dienste in schwerer Gefahr, die sie dem Bruder leisten würde. Und ganz im Hintergrunde ihrer Gedanken tauchte eine leise, leise Hoffnung auf, daß auch sie dann zu Lohn und Dank Erlösung finden könnte aus ihrer Bedrücktheit, aus ihrem Verkanntsein. Sie würde froh und glücklich sein dürfen und vielleicht — o Wonne — geehrt und geliebt stehen auf den Stufen des perlengeschmückten Thrones, den ihr geliebter Bruder dann teilen würde mit einer schönen, lächelnden, erlösten Prinzessin in goldstrahlenden Gewändern.

So spielten die Gedanken des kleinen phantastischen Mädchens wunderlich durcheinander und spannen sich fester und fester um eine traumhafte Zukunft voll wunderbarer Ereignisse und ungeahnter Zufälle.

Es war in schwüler Sommermittagsstunde. Das gräfliche Paar war schon mit Tagesanbruch auf eins der benachbarten Güter gefahren, um dort ein ländliches Fest zu feiern, das in den frühen Morgenstunden seinen Anfang nehmen sollte.

Die Erzieherin befand sich im Auftrage der Gräfin in der nächsten Stadt und Gila und Gilo waren der Obhut der alten Mascha anvertraut.

Vereinsamt lag das Schloß. Fast die gesamte Dienerschaft befand sich draußen auf den Feldern, um das Getreide einbringen zu helfen. Nach trockenen, sonnenheißen Tagen stand heut' fern im Westen eine schwarze, drohende Wolkenwand. Die Hitze war fast unerträglich. Die glühende, durchstrahlte Luft flimmerte und schien elektrisch angefüllt. Kein Blatt regte sich an den Bäumen, wie traumbefangen saßen die Vögelin auf den Ästen.

Das Häuschen der alten Mascha, das sie als Altenteil zur Belohnung für ein ganzes Leben voll treuester Pflichterfüllung im Hause des Grafen erhalten hatte, lag inmitten eines der Ausläufer des Parks, in der Nähe der Verwaltungsgebäude. Hier lief das Eisengitter, das die gräfliche Besitzung begrenzte, schon durch den Anfang der Heide, und die rötlichen Erikabüschel drängten sich bis an die hellgetünchten Wände des kleinen Hauses.

Die alte Frau saß vor der Thür. Auf einem Bänkehen zu ihren Füßen kauerten, eng aneinander geschmiegt, mit großen horchenden Augen, die gräflichen Kinder. Die Mittagshitze weckte perlende Schweißtropfen auf den zarten Gesichtern, die

Aufregung des Zuhörens ließ die Bäckchen dunkel erglühen — denn Mascha, die alte Mascha mit dem achtzigjährigen Gesicht, mit den seherhaft blickenden Augen spann wunderbare Märchen — nie Geschehenes durcheinander, während das Schweigen des Mittags einschläfernd über der Natur lag.

„Als das Zauberfeuer brannte und der kleine Knabe das Kleeblatt hineingeworfen hatte,“ fuhr die Alte eintönig in einer angefangenen Erzählung fort — „da ballte sich der Rauch dichter und dichter und bildete Kreise und seltsame, gespenstische Figuren.“

„So wach' doch, Gila — jetzt kommt ja die Hauptsache —“ Der kleine Gilo stieß unjährl die Schwester an, der die Augenlider schwer und schwerer geworden und endlich gänzlich zugefallen waren. Die Glut der Mittagsstunde hatte die Kleine überwältigt. Erschrocken fuhr sie auf, blinzelte ein paarmal wie aus einem Traume heraus und schloß dann aufs neue die Augen. Nur wie ein leises Summen noch tönte die Stimme der alten Mascha an ihr Ohr. — — —

„Der Rauch fuhr wirbelnd durch die Luft und färbte sich rot und grün und blau. Und das Zauberfeuer leuchtete heller und heller, wie Tausende von Starfunken — und plötzlich stand in all dem Glanze eine schimmernde Feengestalt, angethan mit herrlichen Kleidern — ein goldnes Stäbchen in der Hand —“

Gilas schwarzes Köpfchen sank vorwärts — auf die Kniee der Alten, die die knöchigen Hände ausgestreckt hielt. Des Kindes Gliederchen hatte fester Schlaf gelöst. —

„Und mit blinkenden Augen, mit klingender Stimme sprach die Fee zu dem Knaben: Dir wird die Welt gehören, wenn Du dieses Stäbchen schwingst in Güte und Menschenfreundlichkeit! Aber Elend wird Dein Teil sein, wenn Du es hältst in grausamen Gedanken und Härte! Du hast die Wahl — bedenke das Ende!“

Die alte Frau hatte nur noch wie im Traume gesprochen, ihre Hände waren herabgesunken, der graue Kopf nickte vornüber — ein — zweimal — die Lippen öffneten sich noch wie zum Wort — dann war auch sie der einschläfernden Nacht der Stunde erlegen.

Nur der kleine, blondlockige Knabe blickte noch mit hellem Auge um sich. Aber auch ihn hatte eine seltsam beklommene Stimmung erfasst — es lastete auf ihm mit schwerem Druck. —

Er sah nach den schillernden Tauben, die auf dem Dachstuhl des Häuschens saßen — ihr Gefieder blitzte auf im Sonnenschein. Märchenzauber webte um ihn her. . . .

Und plötzlich kam ihm ein Gedanke.

Er blickte spähend um sich. Kein Mensch zu sehen weit und breit.

„Dort drüben der Verwalterstall — es geht!“ dachte er und rutschte behutsam von dem Bänkchen, auf dem er saß, herunter. Leise schlich er sich ins Häuschen.

Nach einem Weilschen schlüpfte er vorsichtig heraus, die rechte Hand fest auf die Tasche seines Kittelchens gedrückt.

Noch einen Blick auf die Gruppe — die alte, nickende Mascha, die schlafende Schwester und er rannte davon. Plötzlich hielt er inne im Laufen, bückte sich und suchte eifrig etwas unter den Kräutern des Heidebodens.

Nach einer Weile schien er gefunden zu haben und verschwand in dem Verwalterstalle, der leer und unbewacht dalag. Knechte und Pferde waren draußen auf dem Felde beschäftigt.

Noch ein paar Minuten und er trat mit hochrotem Gesicht unter der Thür hervor und sprang über den Rain, zurück zur Schwester. Seine Augen blitzten.

„Gila, Gila,“ flüsterte er der Kleinen ins Ohr, fast atemlos.

Erwachend fuhr sie auf und blickte verständnislos in des Bräuderchens erregte Züge.

„Was ist?“

Ein paar blaue Heideschmetterlinge taumelten in matten Flug auf von den Erikaaglocken, in denen sie geträumt hatten und fuhren irr hin und her.

Zu hastigen, sich überstürzenden Worten flüsterte Gilo: „Schnell, komm mit — das Zauberfeuer brennt. — Ich hab's angezündet. — Und hier ist auch das vierblättrige Kleeblatt.“ —

Er öffnete seine Hand. „Siehst Du?“ fragte er triumphierend.

Dann blickte er noch einmal zweifelnd auf Mascha. „Sie hört uns nicht und schläft fest,“ beruhigte er sich. „Wenn sie aufwacht, ist alles längst vorbei. Was sie nur sagen wird?“

Er drängte die Schwester aufzustehen.

Schlaftrunken verstand sie noch immer nicht, was Gilo von ihr wollte. Aber sie ließ sich von ihm fortziehen über den rotschimmernden Heidegrund.

Die Schmetterlinge schwebten wie ein paar lose Blumenblätter auf zum funkelnden Äther. . . .

Schon waren die Kinder drüben bei den verlassenem Verwaltungsgebäuden. Gilo drängte die Schwester in den Stall, dessen Thür halb offen stand und die er vorsorglich hinter sich zuzog. Der große, schwere, von außen angebrachte Kiesel fiel ins Schloß.

Leises Knistern — qualmender Rauch drinnen.

Gilo zog die Schwester zu einer Ecke. Flammen schlugen dort auf von einem kleinen Reifigfeuer. Flackernd, züngelnd lohte es den Kindern entgegen.

Der Knabe schlug die Hände zusammen vor Freude.

„Es brennt noch! Es brennt noch!“ jubelte er. „Warte — ich hole gleich noch mehr Reiser. Da hinten liegt noch ein ganzes Bündel.“

Gila stand daneben und riß die Augen weit auf. Sie packte den Bruder am Arm. „Hast Du das angezündet?“ Und sie wies auf das lustig flackernde Feuer.

Er nickte wichtig. „Das ist das Zauberfeuer!“ flüsterte er. „Paß auf, jetzt werf' ich gleich das Kleeblatt hinein — aber dann dürfen wir kein Wort mehr sprechen, sonst ist der Zauber zu Ende und die Fee kommt nicht! — So!“ Er warf den Bierklee in die Glut und legte sich dann mit geheimnisvoller Miene den Zeigefinger auf sein in Erwartung geöffnetes Mündchen. Neugierig vorgebeugt blickte er auf die Flammen, die weiter um sich zu greifen begannen und nach dem Stroh leckten, das über den Fußboden des Stalles hingestreut lag.

Schon huschten knisternd einige Funken an den trockenen Halmen entlang.

Gila stand entsetzt. Ihr reiferer Verstand erfaßte die Größe der Gefahr, die hier drohte. Mit einem Schreckensruf stürzte sie sich auf Gilo und riß ihn zurück. „Was hast Du gethan!“ schrie sie angstvoll auf. „Wir werden hier verbrennen! Schnell! Fort — fort!“

Sie wollte ihn fortziehen.

Aber flammendrot vor Wut, schlug er nach ihr. „Du dumme Gila Du! Nun ist der Zauber vorbei, nun hast Du gesprochen! Und das schöne Kleeblatt ist auch fort!“

Eine Rauchwolke wirbelte ihm ins Gesicht. Das Stroh begann zu brennen und loderte in hellen Flammen auf, die gierig schon hinzüngelten nach dem Holzwerk der Stalleinrichtung.

Mit einem gellenden Angstschrei stürzte Gila hin zur Thür, sie zu öffnen. Vergeblich! Das Schloß war ziemlich hoch angebracht und trotz allen Hinauffspringens konnte Gila den alten, rostigen Schlüssel, der den Kiegel von innen bewegte, nicht erreichen. Die Kinder waren eingeschlossen, der erbarmungslosen, feindseligen Flamme überliefert. In Todesangst rüttelte Gila an der schweren Bohlenthür. Sie schlug sich die kleinen Hände wund an den rauhen, splittrigen Brettern — nichts wollte helfen.

Gilo, der jetzt erkannte, was er angerichtet, und vor dem unbestimmte Bilder aus Erzählungen der alten Mascha aufdämmerten, Bilder von Kindern, die durch eigene Unvorsichtigkeit verbrannt oder verhungert waren, erhob ein furchtbares, langanhaltendes Jammergeächel. Es drang kaum hinaus aus dem geschlossenen Raum und verhallte in der Ede der Heide.

Kein menschlich Ohr war in der Nähe, als das durch Taubheit und Schlummer verschlossene der alten Mascha.

Mit rasender Schnelligkeit verbreitet sich das Feuer, wulstig scheint es zu wühlen in der willkommenen, ausgehörten Nahrung.

Funkengarben stieben auf und beängstigen die Kinder mit ihrer schaurig schönen Pracht.

Heulend, zitternd klammert sich Gilo an die Schwester, die sich ratlos umsieht.

Da erblickt sie einen Stalleimer, halb mit Wasser gefüllt. Sie schleppt ihn zur Thür. Vielleicht, wenn sie sich darauf stellt, kann sie den Schlüssel erreichen.

Sie schwingt sich auf den Rand. In ihrer kindlichen Einfalt hat sie nicht überlegt, daß das Gefäß durch die einseitige Belastung umschlagen muß. Das Wasser fließt zur Erde. Schnell gefaßt kehrt Gila den Eimer um — nun hinauf. — Ach! noch immer kann das in Todesangst zitternde Kind den Schlüssel nicht erreichen.

Gila springt so hoch, als es ihre elastischen Muskeln gestatten; aber nur mit den äußersten Spitzen der Finger rührt sie an das rostrote Eisen. Es gehört eine andere Kraft dazu, den Schlüssel zu bewegen, als das Vorüberstreifen der zarten Kinderhand.

Wenn sie sich nur in den Griff des Schlüssels einhängen könnte! Vielleicht ließe er sich durch Schwingen des Körpers bewegen.

Wie ein Gummiball schnell die kleine Gestalt auf und nieder. Der umgefüllte Eimer giebt einen hohlen Klang . . .

Alles vergeblich! Es gelingt dem Kinde nicht, bis an das Schloß hinzulangen.

Gilo hat sich inzwischen in seiner Angst auf den ziegelbelegten Fußboden des Stalles hingekniet, und mit gefalteten Händchen betet er aus seiner kleinen, von dem ununterbrochenen Hilfschreien verquollenen Kehle heraus sein Nachtgebetlein:

„Lieber Gott! Aus Sternenhöhen  
Wolle auf mich niedersehen —  
Laß mich werden gut und fromm,  
Daß ich in den Himmel komm!“

Sein Nachtgebetlein! Das er so oft schon vergessen, wenn die Mutter nicht mit ihm gebetet hat, und das er nun unaufhörlich vor sich hinsagt, immer schneller — immer schneller. —

Und die Schwester springt drüben auf dem Eimer auf und ab, bis die kindlichen Glieder erlahmen. —

Immer drohender wird die Gefahr, immer gräßlicher die Not der Kinder.

Gila fiebert fast. Was soll sie thun?

Der Bruder muß gerettet werden. Gerettet um jeden Preis! Was würde die Mutter sagen, wenn sie heimkehrte und Gilo nicht fände?

Und der Vater? Er würde sie töten, wie er einst die arme, schuldlose Katze getötet!

Muschi! Die Erinnerung an das geliebte Tier kehrt mit solcher Macht zurück zu Gila, daß sie für Augenblicke Todesgefahr vergißt und alles. — — —

„Laß mich werden gut und fromm,  
Daß ich in den Himmel komm!“

Die Stimme des Brüdchens, heiser und mit ersticktem Schluchzen gemischt, reißt sie zur gräßlichen Wirklichkeit zurück.

Gilo! Gilo! Wie soll sie ihn retten?

Sie denkt gar nicht daran, daß auch sie verloren ist. Wie ein Schreckbild steht nur die Rückkehr der Eltern vor ihr — sie werden sie fragen nach Gilo.

In ohnmächtiger Wut und namenloser Angst schlägt sie noch einmal gegen die Thür. — —

Dann sieht sie sich um in dem qualmerfüllten Raume — die furchtbare Not schärft die kindlichen Sinne.

Ihr dunkles, weitoffenes Auge gleitet hin über die Wände. Sie, die mit der Gewandtheit und Sicherheit einer Katze klettert, vielleicht kann sie die Lufen erreichen, die dem Stall Licht und Luft zuführen.

Aber die Lufen sind ebenfalls hoch angebracht — höher noch als das Thürschloß. Und die Wände mit den eingelegten Balken und dem weißen Anstrich sind glatt und bieten keinen Vorsprung, sich daran zu klammern. — —

Rastlos gleiten die suchenden Kinderaugen hin über die kahlen Mauern.

Halt! Dort unter der einen Wandöffnung ist ein Haken und darunter, nicht unerreichbar, ist ein Stück Kalk und ein halber Stein aus der Mauer herausgebröckelt und hat so eine kleine Vertiefung gebildet.

Ein Gedanke durchzuckt Gila. Schon tritt sie mit einem Fuß auf den halb ausgebrochenen Stein, die Rechte faßt klammernd den Haken, mit der Linken reißt sie das Stroh, das die Luke zur Hälfte füllt, heraus und schleudert es zu Boden.

Die Öffnung ist schmal — sie selber kommt wohl nicht hindurch, auch könnte sie den Körper so hoch nicht schwingen. Aber Gilo! Gilo! Ihn kann sie hinaufheben und hindurchzwängen! Eine dunkle Blutwelle färbt mit freudigem Rot das schreckensbleiche Kinder Gesicht. Ja, so muß es gehen!

Das Teufelchen springt herab. Noch einmal sieht Gila zweifelnd zu der Luke auf, durch die der blaue, lachende Sommerhimmel hereinschaut — dann schlingt sie mit Gedanken-schnelle den Arm um das aufschreiende Brüdchens.

Mit der Kraft der Verzweiflung, der aufopfernden Liebe schwingt sie sich hoch mit ihrer Last. Der Haken wankt in der Mauer von dem Reissen daran.

Alle Adern schwellen an Gilas Körper. Die zarte Linke, die das Eisen umflammt hält, blutet. Kaum kann der rechte Arm den Körper des sich sträubenden Gilo halten. In Strömen perlt der Schweiß von der Stirn der Kleinen.

Zwei, dreimal sinkt der belastete Arm nieder, die Kräfte wollen erlahmen. Da fährt mit grellem Leuchten, unter einem stiebenden Funkenregen eine breite Flamme auf und wirft ein paar rotglühende Pünktchen auf Gilas lose wehendes Blondhaar.

Ein Angstschrei Gilas — noch ein Ruck — mit letzter Kraft in Todesnot! Der Knabe liegt halb schwebend in der Luft. Der Kopf ist außen, die Beinchen hängen an der inneren Mauerseite herab. Noch ein angestrengtes Nachschieben Gilas und der kleine Körper fliegt unversehrt draussen auf den weichen Heideboden.

Für einen Augenblick liegt der Knabe wie betäubt da. Die Angst drinnen im Stall, der Ruck — der Fall — und nun plötzlich Freiheit, Erlösung!

Er richtet sich auf, er will schreien — er kann nicht mehr! Da sieht er auf seinen Beinchen. Und humpelnd läuft er nach der Gegend von der alten Mascha Häuschen hin.

Er ist gerettet! — — —

Und drinnen? In gewaltigem Gegenstoß ist Gila von dem Stein in der Mauer herabgestürzt und schmetternd mit dem Hinterkopf auf den ziegelbelegten Fußboden aufgeschlagen. — —

Und die Flammen reichen sich glühende Hände und wölben eine lodernde Gruft über dem Körper des „Teufelchens.“

Brütend liegt Mittagschweigen draussen und greller Sonnenschein.

Die finstere schwarze Wand am fernen Horizont ist wolken schnell näher gerückt und über dem Grafenschloß zieht sich ein Wetter zusammen, düster, drohend — — — ein Wetter, das Blitz und Schlag bringen wird

## Die Kartenbriefe.

von  
H. P.

Was unerwartet günstige Schicksal, welches nach jahrelangen Kämpfen zwischen Publikum und Postverwaltung der Drucksachentarif durch Einschlebung der Gattung im Gewicht von fünfzig bis einhundert Gramm zum Portosatz von fünf Pfennigen endlich seit dem ersten Juni erfahren hat, läßt die Hoffnung neu aufleben, daß auch jener vielseitige und nicht mehr neue Wunsch nach Einführung der „Kartenbriefe,“ wie sie seit Jahren bereits in Oesterreich bestehen, und welche sich unseren Reichsangehörigen auf ihren Reisen durch Tirol, bei ihrem Aufenthalt in Karlsbad und anderen Orten des benachbarten Kaiserreiches so schnell unentbehrlich machen, seitens der deutschen Reichspostverwaltung nicht weiterhin unerhört bleiben wird.

Über das Aushere des „Kartenbriefes“ sei für diejenigen, welchen ein solcher noch nicht zu Gesicht gekommen sein sollte, gesagt, daß dasselbe ungefähr unseren „Postkarten mit bezahlter

Antwort“ entspricht. Die beiden inneren Flächen dienen zur Aufnahme des Textes und werden nach ihrer Benutzung mittels ihrer gummierten Randstreifen aneinander befestigt, so daß der geschriebene Inhalt jedem Unberufenen verschlossen bleibt. Der Empfänger einer solchen Sendung trennt die zusammengeklebten Ränder, welche von durchlochtem Linien begrenzt sind, mittels eben dieser Vorkehrung leicht ab und vermag nunmehr wieder die beiden Kartenflächen — ähnlich wie ein Buch — aufzuschlagen und von der Mitteilung Kenntnis zu nehmen. Der große Vorteil, welchen diese „Kartenbriefe“ sowohl vor den Postarten als auch vor den Briefen dem Publikum bieten, liegt in ihrer Diskretion und ihrer bequemen Handhabung.

Wenn wir uns auch seit Einführung der Postkarten allmählich daran gewöhnt haben, diesem offenen Blatte manches Wort anzuvertrauen, welches wir unter Umständen nur mit Beobachtung einer gewissen Vorsicht aussprechen würden, so liegt diese Gewohnheit nicht in einem hohen Grade von Sorglosigkeit oder Rücksichtslosigkeit, sondern in dem äußeren Zwange, welcher z. B. dem reisenden Publikum unterwegs ein anderes, gleich bequemes Mittel zur Nachrichtenvermittlung nicht an die Hand giebt. Wie oft aber — und das werden die Beamten der Reichspost am besten bestätigen können — müssen dann, wenn selbst jener äußere Zwang ein gewisses Zartgefühl nicht zu verdrängen vermag, griechische Schriftzeichen, ein ungewohntes Französisch, oder ein unzureichendes Latein herhalten, um die Mitteilungen dem Verständnis Unberufener zu entziehen, während diese Schreibweise in den meisten Fällen thatsächlich nur dazu geeignet ist, den Sinn der Worte auch dem Empfänger zu verdunkeln.

Neben dieser der Postkarte gänzlich ermangelnden, sehr wertvollen Eigenschaft der Diskretion besitzt der „Kartenbrief“ aber auch gleichzeitig den der Postkarte eigentümlichen Vorzug der bequemen Handhabung. Briefbogen nebst den zugehörigen Briefumschlägen sind ganz wie ihre Bezeichnungen verständliche, und deshalb als Reisebegleiter oder für kurze schriftliche Mitteilungen unangenehmere Gegenstände. Der förmliche Brief bedingt eben andere Formen, die Postkarte dagegen besitzt das Privilegium — ähnlich wie das Telegramm — im Lapidarstil abgefaßt zu werden. Und in dieser trefflichen Eigenschaft ist der „Kartenbrief“ der rechte Bruder seiner kurz angebundenen Schwester, der Postkarte, nur nicht — geschwätzig wie diese. Darum läßt sich auch erwarten, daß nach seiner Einführung der „Kartenbrief“ sich alsbald — zum größten Teil auf Kosten der Postkarte — seinen Platz auf dem Schreibtische der Comptoirs und der Boudoirs, sowie in der Reisetasche als unentbehrlicher Nachrichtenträger erobern würde.

Als Gegengründe für diese Neuerung pflegt die Postverwaltung anzuführen, daß es ja der Privatindustrie freistehe, diese „Kartenbriefe“ in den Handel zu bringen, und daß alsdann ja das Publikum nur notwendig habe, die erforderliche Freimarke von zehn Pfennigen als Frankierung aufzulegen; denn sie, die Postverwaltung, möchte es eben gern vermeiden, neue Arten von Postwertzeichen oder ähnlicher Verkaufsubjekte einzuführen.

Gegen den ersten Einwand läßt sich erheben, daß ja dann mit demselben Recht auch die Postverwaltung die Herstellung und den Verkauf gestempelter d. h. frankierter Postkarten ablehnen und diese Produktions- und Handelsthätigkeit lediglich der Privatunternehmung überlassen könnte. Das liegt aber keineswegs weder in den Wünschen des Publikums, noch in den Interessen des Postdienstes; denn es wird keinem, selbst dem mit den technischen Einrichtungen und Arbeiten des Postdienstes Unbekanntem zweifelhaft sein können, daß die gesamte posttechnische Behandlung der Postsendungen von ihrer Auslieferung an bis zu ihrer Aushändigung an den Empfänger gerechnet, sich vorteilhafter, schneller und sicherer gestalten muß, je homogener die einzelnen Gattungen der Versendungsgegenstände gestaltet sind, und daß dieses Ziel nur dann vollkommen erreicht werden kann, wenn die Herstellung jener Gegenstände in einer Hand liegt, nach einem Muster ausgeführt wird.

Ebenso entspricht der Preis von zehn Pfennigen für einen „Kartenbrief“ nicht dem Wert dieses Gegenstandes und der durch ihn in Anspruch genommenen Leistung. In diesem Punkte dürfte die deutsche Reichspostverwaltung der österreichischen gegenüber, welche den Satz von fünf Kreuzer für einen „Kartenbrief“ erhebt, nicht als Nachahmerin auftreten; denn wie schon der Name besagt, bildet doch dieses Schriftverkehrsmittel ein Zwischending zwischen dem eigentlichen Briefe und der Postkarte, würde also dieser seiner Stellung entsprechend auch mit einer zwischen den Portosätzen dieser beiden Briefarten liegenden Taxe zu belegen sein. Nehmen wir z. B. den Betrag von acht Pfennigen an, so würde allerdings ein neuer Wertstempel für den „Kartenbrief“ zu schaffen sein, für diejenigen „Kartenbriefe“ aber, welche im Wege der Privatindustrie hergestellt und zur Beförderung durch die Post gebracht werden sollen, würde es — zur Vermeidung einer neuen Markengattung im Werte von acht Pfennigen — der Verwendung nur je einer Fünf- und einer Dreipfennigmarke bedürfen.

Durch die letzten Betrachtungen sind wir aber zum Teil schon an die Beantwortung der weiteren Frage gelangt: Wie stellt sich für die Postverwaltung das Ergebnis dieser Neuerung in finanzieller und betriebstechnischer Beziehung?

Von denjenigen Mitteilungen, welche gegenwärtig brieflich bewirkt werden, würden sich voraussichtlich nur wenige in Kartenbriefsendungen verwandeln lassen; denn sowohl für die Geschäfts- als auch Familienbriefe ist im allgemeinen der von dem Kartenbriefformulare gebotene Raum zu gering; es würden von dieser Gattung brieflicher Mitteilungen nur die wenigen kurzen Nachrichten, welche ausschließlich der Geheimhaltung ihres Inhaltes wegen unter Verschluss versandt worden sind, sich für die neue Form eignen; dagegen läßt sich annehmen, daß der größte Teil der Orts- bezw. Stadtbriefe in dem neuen Gewande in die Erscheinung treten würde. Freilich müßte dieser Umschwung für Berlin, wo bekanntlich der Stadtbrief zehn Pfennige Porto kostet, einen nennenswerten Ausfall an Portoeinnahmen nach sich ziehen, derselbe fände jedoch mindestens dadurch einen Ausgleich, daß in zahlreichen Fällen, — für deren selbst annähernde Schätzung allerdings augenblicklich keinerlei Anhalt geboten ist — in denen jetzt nicht allein im Orts-, sondern auch im Fernverkehr die Postkarte Verwendung findet, späterhin der besser ausgestattete Bruder Ersatz leisten würde.

Jedenfalls glaube ich annehmen zu dürfen, daß unter Anwendung des Portosatzes von acht Pfennigen für die Beförderung eines „Kartenbriefes“ eine Portoeinnahme-Verschlebung nur zu Gunsten der Postkasse erwachsen würde; denn während das bei kurzen Mitteilungen unverhältnismäßige Briefporto gegenüber der wohlfeilen und bequemen Postkarte manch einem die letztere zur Benutzung empfiehlt, würde ganz besonders in dem schriftlichen, sehr lebhaften Familienverkehr der sogenannten besseren Stände der Kartenbrief gar bald in ausgiebiger Weise an die Stelle der Postkarte treten. Der Gewinn aber, den zwei an Stelle von Postkarten verwendete Kartenbriefe der Postkasse bringen, trägt schon den Verlust für drei in gleicher Weise ersetzte Briefe. Doch dürfte nach meinem Dafürhalten selbst ein derartig ungünstiges Verhältnis, welches aber trotzdem noch die Höhe der Portoeinnahmen der Postkasse unverändert läßt, nicht einmal zu befürchten sein.

Für den Betrieb und die posttechnische Behandlung bietet schließlich der „Kartenbrief“ — wie wir schon eingangs angedeutet haben — durch seine Gleichartigkeit in Form und Größe, sowie endlich — unter Zugrundelegung der in Österreich gebräuchlichen Formulare — durch seine das Gewicht unserer einfachen Postkarte nicht übersteigende Schwere dieselben einfachen und vorteilhaften Eigenschaften wie die Postkarte.

## Das Gewissen und seine Ersatzmittel.

von

Max Pawlowsky.

I.

Die Sittenlehre ist ein Gebiet, auf dem die Teilnahme der Laien dem Eifer der Gelehrten auf halbem Wege entgegenkommt. Nicht jeder liebt es, zu denken, aber alle wollen handeln, wissen, wie sie am besten handeln; wissen, welche Grenzen den Vorteil des Einzelnen von dem seines Nächsten trennen; wissen, ob es überhaupt solche Grenzen giebt. Die gute alte Zeit begnügte sich mit dem kategorischen Imperativ des Katechismus; da hieß es: Du sollst! und damit basta! — heute will jeder für alles Gründe haben und auch zum Guten nur mit Gründen überredet sein. Dennoch kann es uns nicht einfallen, diesen Stand der Dinge als einen Uebelstand zu empfinden oder zu beklagen. Der Mensch ist zwar kein vernünftiges, aber doch ein zur Vernunft veranlagtes Wesen, und will nach Ablauf einer gewissen Entwicklung sich selbst darüber Rechenschaft geben, was er bisher aus unbewußtem, ungewolltem Triebe gethan und gelassen hat. Solche Selbstüberlegung auf das eigene Handeln ist an sich ebensowenig beklagenswert, wie die schonungslose Beurteilung alter Meinungen, von deren Haltlosigkeit man sich irgendwie überzeugt hat; vorausgesetzt nur, daß dieser Abbruch wurmförmiger Stützen der sittlichen Gesetzgebung nicht eher erfolgt, als bis bessere gefunden sind, welche denselben Zweck mit geringerm Aufwande und verstärkter Wirkung erfüllen. Dieser Aufgabe hat sich ein jüngst verstorbener französischer Dichter und Philosoph, Guyau, mit anerkannter Treue und seltener Meisterhaftigkeit der Sprache unterzogen und eine Sittenlehre aus dem bloßen Stoffe der natürlichen Notwendigkeit aufzubauen versucht, die zur Not aller überflüssigen Stützen entranen könnte, ohne solche gerade auszuschließen. (*Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction.* Paris, Alcan 1885. 8<sup>o</sup>.) So hat er unter anderem den Nachweis geliefert, daß die alte Auffassung von der Ewigkeit und Unveränderlichkeit des Gewissens, oder besser gesagt, der Thatsache eines inneren Zwanges zum sittlichen Handeln, auf einem Irrtum beruht. Das Pflichtgefühl oder Gewissen, wie wir es jetzt noch kennen, ist im Schwinden begriffen und völligem Untergange geweiht; es handelt sich nur noch darum, Ersatzmittel zu finden, welche seine alte Wirksamkeit zugleich beibehalten und verstärken.

Das Pflichtgefühl offenbart sich dem Menschen in Gestalt eines Antriebes zum Handeln oder Nichthandeln, dessen Quelle er nicht im eigenen Bewußtsein findet, sondern im unbewußten oder münderbewußten Geistesleben suchen muß. Ein berühmter amerikanischer Kanzelredner erzählte einst, wie er als Kind zuerst diese „Stimme des Gewissens“ vernommen hatte. Er wollte gerade eine vorbeischwimmende Schildkröte mit seinem Stocke schlagen, wie er bei seinen Altersgenossen gesehen hatte; da fuhr es ihm wie ein Blitzstrahl durch das Hirn: „Das darfst du nicht, du darfst nicht schlagen!“ — und er ließ das Tierchen unbehelligt ziehen. So zeigt sich das Pflichtgefühl in vielen Fällen als ein Hemmschuh, der einen Absturz in pflichtwidriges Handeln wirksam verhindert. Wir hatten neulich in Berlin ein Beispiel dieser Hemmung, als ein Hausdiener, den seine Lohnherren zum Meide hatten verleiten wollen, vor Gericht einen sichtlichen Kampf mit seinem Gewissen durchfocht, der mit dem Siege des Pflichtgefühls und seinem offenen Geständnisse endete. Nicht minder wirksam erweist sich dieser innere Zwang auch als Antrieb zum sittlichen Handeln, und hier wirkt es, wie im Falle der Hemmung ohne und gegen jede Überlegung mit dem Ungeflüm und der Schnelligkeit eines elektrischen Schlages. Ein Arbeiter fiel in einem Kalkofen ohnmächtig um und erstickte; ein zweiter sah ihn fallen und sprang nach, ein dritter, vierter, fünfter folgten und

der sechste wurde, im Begriffe nachzuspringen, von den herbeigeeilten Frauen gewaltsam zurückgehalten, er wäre sonst mit den anderen geblieben. Als man ihn bei der Feststellung des Thatbestandes nach dem Grunde seiner thörichten Hilfsbereitschaft fragte, wußte er nur zu antworten: „Meine Kameraden kämpften mit dem Tode, ich mußte hin.“ Er mußte, das heißt, ein innerer Zwang trieb ihn unwillkürlich zur Aufopferung des eigenen Selbst gegen seinen offenkundigen Vorteil, selbst ohne eine Hoffnung auf Erfolg. Noch seltsamer, vielleicht das auffälligste Beispiel gewährt die That eines Selbstmörders, der von einer Pariser Brücke in die Seine sprang. Ein Arbeiter sah ihn, sprang rasch in einen Kahn, obgleich er weder rudern noch schwimmen konnte, kenterte an einem Brückenspieler und wäre ertrunken, wenn ihn der Lebensmüde nicht rasch gefaßt und an das Ufer gezogen hätte. Auch dem Tierreiche ist jenes hemmende Pflichtgefühl, das wir „Gewissen“ nennen, ebensovienig fremd wie das treibende, das Pflichtgefühl im engeren Sinne. Ein französischer Gelehrter (Revue philosophique, 1882) berichtet, wie sein Hund nach einer gewissen Verletzung der Hausordnung von selbst den Winkel aufsuchte, in dem er für solche Vergehen geächtigt worden war, und dort in reumütiger Haltung seine Strafe erwartete. Darwin erzählt, wie ein alter Pavian ein kleines Affchen mit eigener Lebensgefahr und wie durch ein Wunder aus einer Meute wilder Hunde hervorholte und in Sicherheit brachte, also auch hier ein Zwang der Bruderliebe! — Das alles beweist, wie der innere Zwang als ein tiefgewurzelter, seinem Wesen nach unbewußter Trieb wirkt, der auf die Gebote der Sittlichkeit gerichtet ist, und je nach der verschiedenen Anlage und Erziehung des Einzelnen verschieden ausgebildet auftritt. Seine räthselhafte Kraft, namentlich zur Verhütung von Vergehen, die Thatfache, daß er so häufig, in ausgesprochenem Widerspruche zu den Anforderungen der berechnenden Klugheit steht, also nicht aus dem bewußten Denken entspringen kann, umgab diesen Trieb von jeher mit einem Heiligensein, der noch in unseren Tagen manchen Sittenlehrer geblendet hat. Kant sah in ihm die Wurzel aller Sittlichkeit überhaupt, die Offenbarung der Gottheit, des über sinnlichen „Dinges an sich.“ Seine Ansicht zählt noch heute im Auslande zahlreiche Verehrer (Menouvier und Secrétan in Frankreich, Sidgwick in England), welche sich an diese „Thatfache des Bewußtseins als an die letzte Bürgschaft einer unumstößlichen Gewißheit in Sachen der Sittenlehre klammern.“

Aber das Pflichtgefühl zeichnet sich nicht nur durch das Ungefühl seines Antriebs und seiner Hemmung aus, es ist auch der Dauer nach den meisten anderen Trieben überlegen. Es ist schlechterdings unverwundlich und unüberwindlich, wie uns die Thatfachen der Erfahrung, welche wir Gewissensbisse und Reue nennen, noch jeden Tag beweisen: die Aufsehnung des inneren Zwanges gegen eine übereilte Handlung, deren Richtung wir im Widerspruche zu einer anderen empfinden, welche das Pflichtgefühl unserem Handeln vorschreibt. Freilich läßt sich diese Unverwundlichkeit des Pflichtgefühls nicht ohne einige Fehlstritte erproben, welche uns über diese Eigenschaft belehren; haben wir aber einmal die Erfahrung gemacht, daß dieser Trieb keine zeitliche Grenze kennt, werden wir uns das nächste Mal hüten, uns mit ihm zu überwerfen. Man hat sogar versucht, diese Unverwundlichkeit des sittlichen Triebes zur Heilung von Geisteskranken zu benutzen; durch Einflüsterung im Zustande der Hypnose erzeugte man eine Art künstlichen Triebes, der schädlichen Neigungen der Kranken entgegenwirkte. Auch dadurch zeichnet sich das Pflichtgefühl aus, daß es keinerlei Ablenkung duldet, sondern auf unbedingten Gehorsam gegen seine Gebote dringt; auch dadurch, daß es stets recht behält. Wer die Feuerprobe der Pflicht mit Ehren besteht, sonnt sich im unvergleichlichen Hochgefühle der guten That, wer mit Ehren untergeht, fühlt überhaupt nichts mehr; hier folgt dem Streben nie die Enttäuschung, der sichere Nachgeschmack aller sinnlichen Genüsse.

Der Wert des inneren Zwanges für das sittliche Han-

deln geht aus den angeführten Beispielen zur Genüge hervor; er ist es allein, der noch heute bei der Mehrzahl der Völker und Menschen ein Handeln ermöglicht, dessen Reinertrag der Gesamtheit oder dem Nächsten zu gute kommt, während das überlegte Handeln des Einzelnen sich naturgemäß in der Richtung der Selbsterhaltung bewegt. Dieser Umstand weist zugleich auf den nutmaßlichen Ursprung dieser eigenartigen Erscheinung hin. Sie ist ein gesellschaftlicher Trieb, der seinem Wesen nach teils in einer Notwendigkeit der menschlichen Einzelanlage, teils in der Rückwirkung der menschlichen Umgebung auf den Einzelnen wurzelt. Jeder gesunde Mensch ist im Besitze eines Uberschusses verfügbarer Kraft, die er auf irgend eine Weise entladen muß. Je nach den verschiedenen Seiten des menschlichen Seins nimmt diese Entladung verschiedene Formen an; so ist vor allem das Verhältnis der Eltern zum Kinde der Urquell aller Gefelligkeit und Nächstenliebe, die letzte Wurzel aller sittlichen Triebe. Aber auch das geistige Leben empfängt seinen Anteil an dieser Entladung; wie unglücklich wäre die Menschheit, müßte sie ihre Gedanken und Gefühle bei sich behalten, allein ihrem Handeln zuzuhauen? So aber fühlt jeder den natürlichen Drang, seinem überquellenden Herzen Luft zu machen, seinen hochfliegenden Plänen bei anderen Eingang zu verschaffen, für seine Willensthaten die Mitwirkung und den Beifall anderer zu erringen, und je reicher die Fülle der Gedanken, Gefühle und Entschlüsse, desto unabweiglicher ist der Trieb zur Mitteilung. Die schrankenlose Selbstsucht ist so eine Selbstverstümmelung, eine Verflümmelung des Seelenlebens; in Wahrheit ist das Leben in der Gesellschaft das Ziel alles Einzellebens, und der „Altruismus,“ die uneigennütige Nächstenliebe, wurzelt in einem bestimmten Lebensbedürfnisse des einzelnen Menschen. So ist die Pflicht nach dieser Seite hin nur das Bewußtwerden eines Uberschusses an Lebenskraft, das Sollen nur die Offenbarung eines Könnens. Kranke, Kinder und Greise sind naturnotwendig Egoisten, und Blaeser hatte recht, wenn er den Erlöser vor der Potsdamer Friedenskirche als einen Jüngling in der Vollkraft seines Alters meißelte. Sittlichkeit ist nur die Einheit des Handelns mit den Lebensbedürfnissen des Menschen, Unsitte ein Zwiespalt, der einen Stillstand der Entwicklung hervorruft. Die Sittlichkeit setzt sich im einzelnen durch den inneren Zwang durch, den eine notwendige Richtung des Lebens auf den Einzelnen ausübt, die Unsitte erscheint als eine Act Staatsstreich des Einzelnen gegen seine eigenen Lebensbedingungen. Zu diesem natürlichen Zwange tritt der gesellschaftliche, den die Strafgesetzgebung, die heimische Sitte, endlich der heimische Glaube auf den Willen und das Gemüt des Einzelnen ausüben. Wie jeder Antrieb, neigt auch dieser dazu, aus dem Bewußtsein zu schwinden und als unbewußter Trieb fortzuwirken, der auch ohne Überlegung das Handeln in ein gewisses, ausgetretenes Geleise drängt. Dieses zweite Ursprungsgebiet des Pflichtgefühls bedingt die Veränderlichkeit seines Inhaltes nach Zeit und Ort. Bei den Australnegern wirkt die Verpflichtung der Blutrache für einen verstorbenen Verwandten, den man durch den Zauber eines fremden Stammes gefallen glaubt, mit derselben zwingenden Gewalt wie bei uns die Verpflichtung des Worthaltens nach gegebenem Versprechen. So tritt das Gebot: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst!“ an die erste Stelle, da es der Ausdruck einer gemeinsamen Lebensbedingung aller Menschen ist; das andere: „Thue recht und scheue niemand!“ rückt an die zweite Stelle, da es nur Pflichten betrifft, welche ihre Ausbildung zu solchen erst durch das Gesellschaftsleben der Menschheit erfahren haben, und deren bindende Kraft je nach den Umständen eine verschieden starke ist.

(Schluß folgt.)

## Geheimnisse der Spiritisten.

von  
Hildegard Nilson.

VIII.

Der internationale Spiritisten-Kongreß zu Rom.

**N**ach die heiße Jahreszeit die Pforten des Mittelmeergebietes schloß und der letzte Pariser Nizza verlassen hatte, begab ich mich mit meinem Croupier in ein entzückendes Pyrenäenbad, wo er ein erfreuliches Sommer-Engagement gefunden hatte. Ich kann über diese schönen Monate ruhig hinweggehen, da in dem paradiesischen Gebirgsthal endlich einmal kein Spiritismus getrieben wurde. Es waren lauter anständige Leute da und sehr viel Geld. Franzosen, Spanier, Italiener und Amerikaner. Ich hörte ein Vierteljahr lang kein deutsches Wort. Man interessierte sich für das Spiel, die Weiber und die bevorstehenden großen Rennen. Selbst ein Raubanfall gegen einen glücklichen Gewinner nahm gewissermaßen einen fröhlichen Ausgang, da es sich herausstellte, daß der Bürgermeister des Ortes an der Operation beteiligt war und dieser den größten Teil des Geldes wieder herausgab. Ich nenne die Zeit ein Idyll, eine Dasei in der Wüste meines Lebens.

Als wir zum 1. Oktober nach Nizza zurückkehren mußten und mein Croupier wegen kleiner Unregelmäßigkeiten den Posten in seinem Klub nicht wieder erhielt, gründete er ohne Zaudern einen neuen, und mir fiel die Aufgabe zu, durch die Vermittlung meiner Weiblichkeit, vor allem aber durch meine Mediumschaft ehrbare junge Leute, die Geld hatten, heranzuziehen. Die Sache ging aber nicht nach Wunsch. Schon nach vier Wochen waren wir genötigt, unsere Zelte abzubauen, d. h. mein Croupier folgte einem ehrenvollen Rufe nach Monaco, während ich als Schreibmedium einer großen spiritistischen Gesellschaft verließen in Nizza zurückblieb. Ich kann nicht leugnen, daß ich in dieser Eigenschaft von der Spielbank Monte Carlo eine auskömmliche Pension bezog und dafür nichts zu thun hatte, als daß ich den Gläubigen Ratsschläge der Geister übermittelte, die einen sicheren Spielgewinn verhiessen. Es war ein unglücklicher Zufall, daß unsere Gesellschaft nichts gewann und dadurch immer mehr herunterkam.

Um diese Zeit tauchte in Nizza plötzlich der Doktor auf, unter dessen Leitung ich vor Jahr und Tag als ärztliches Medium aufgetreten war. Er sah außerordentlich reduziert aus, am wenigsten in seiner Kleidung; aber er hatte Haare und Zähne verloren, und seine Körperpflege ließ so viel zu wünschen übrig, daß ich seine Versuche, unser altes herzliches Verhältnis wieder herzustellen, mit gerechter Entrüstung zurückwies. Ich war aber trotzdem genötigt, ihn von meinem Gelde zu unterstützen und ihn den Uneingeweihten als hervorragendes ärztliches Medium vorzustellen. Er drohte, mich sonst durch seine Enthüllungen zu kompromittieren. So kam ein sonst vorwurfsfreies Leben durch einen einzigen Makel immer wieder in Unruhe gebracht werden.

Ich führte den Doktor auch in die geschlossene Gesellschaft ein, welche wir Medien für uns allein gebildet hatten, und wo wir, ohne unsere Betrügereien offen einzugestehen, doch in einer gewissen frivolen Weise vom Spiritismus sprechen durften. Es waren eben nur wirkliche Medien zugelassen. Der Doktor gewann trotz seines abschreckenden Außern rasch einiges Ansehen; denn die Spiritisten sind sehr für höhere Bildung. Es ist merkwürdig.

Die Geschäfte gingen schlecht. Es war lange keine unserer Ziffern herausgekommen und wir Medien bekamen keine Honorare. So rächt sich jede Schuld auf Erden.

Wir saßen wieder einmal gegen Mitternacht, als unsere Spieler, ausgeleert die Taschen, mit dem letzten Zuge von

Monte Carlo heimgekommen waren, in unserem Versammlungstokal, einer schmutzigen Weinstube der Altstadt Nizza. Wir waren in einer recht verzweifelten Stimmung und verwünschten das Schicksal, welches uns einen so schwierigen Beruf hatte ergreifen lassen. Ein Welschtiroler — er war fortgejagter Geistlicher und seine Specialität bestand darin, als TraummEDIUM (im somnambulen Zustande) Kirchenväter und Apostel zu citieren — dieser Mann also, den wir Monsignore nannten, warf ein anregendes Wort in die Unterhaltung, welche übrigens immer deutsch, französisch und englisch durcheinander geführt wurde. Monsignore hatte jüngst irgendwo gelesen, daß es auf der Erde über zwanzig Millionen gläubiger Spiritisten gäbe. Warum man noch nicht darauf gekommen sei, diese Schar als eine neue Kirche zu organisieren? Er hätte nicht übel Lust, der Papst der Spiritisten zu werden. Wenn man jeden gläubigen Spiritisten nur zu einem Jahresbeitrag von zehn Kreuzern bewegen könnte, so verpflichtete sich Monsignore, alle tüchtigen Medien glänzend zu honorieren und binnen zwanzig Jahren ganz Europa zu dem neuen Glauben zu bekehren. Er knüpfte daran gotteslästerliche Flüche gegen die katholische Kirche, redete wie der Antichrist und wurde schließlich, da die Mehrzahl der Anwesenden katholisch war, durch persönliches Eingreifen der kräftigsten Medien deutlich zur Ruhe gewiesen. Die Gesellschaft behandelte den Stoff nicht ernsthaft genug. Die einen kritisierten die angegebene Zahl der Spiritisten, die andern schimpften auf die Gläubigen, die lauter Geizhälse wären, die dritten endlich brachten das Gespräch auf andere Dinge.

Mein Doktor aber ging in jener Nacht nicht zu Bett, sondern sann am Ufer des Meeres über die Möglichkeit nach, die gewaltige Idee des geistlichen Herrn zu verwirklichen. Schon vierundzwanzig Stunden später kam der Doktor mit dem völlig ausgearbeiteten Plane zu mir und ich konnte nicht umhin, ihm meine Bewunderung durch Zeichen von Sympathie auszudrücken.

Er brauchte für den Anfang eine kleine Summe, um Druckkosten und Portoauslagen zu bestreiten. Deshalb wohl zog er mich in sein Vertrauen und auch darum, weil er zu meiner Menschkenntnis und Anschlagsigkeit großes Vertrauen besaß. Er setzte mir auseinander, daß noch so kleine Beiträge aller gläubigen Spiritisten erst dann zu unserem Nutzen zusammenströmen könnten, wenn vorher eine feste Organisation geschaffen wäre und er an ihrer Spitze stände. Diese Organisation dürfte aber mit Rücksicht auf die Polizei keinen kirchlichen Charakter tragen. Das Beste wäre in unserer Zeit ein internationaler Kongreß, auf welchem er zum Präsidenten aller Spiritistenvereine der Erde ernannt würde. Der Vorstand könnte dann Beiträge ausschreiben und die unzähligen kleinen Spiritistenvereine zur Einsammlung und Einfindung derselben veranlassen. Wenn er selbst den internationalen Kongreß einberief und der Erfolg nur so groß war, daß zur Deckung der Kosten ein paar tausend Francs einliefen, so hatte er alle Medien der Welt in der Tasche und konnte befehlen.

Etwa acht Tage lang, während welcher mein abenteuerlicher Geist schon als Stifterin einer neuen Religion oder als die Gattin des Stifters in farrarischem Marmor ausgehauen sah, wurde der kühne Versuch von uns gründlich durchgesprochen, und endlich entschloß ich mich, die Kosten zu dem Unternehmen vorzustrecken. Dreihundert Francs waren nicht zu viel, um die Kirche der Zukunft zu gründen und uns ein unermeßliches Jahreseinkommen zu verschaffen. Gemeinsam verfaßten wir den Aufruf, gemeinsam saßen wir zwei Tage lang, falteten das Cirkular, schoben es in die Couverts, schrieben Adressen und frankierten die Briefe. Am 1. Januar trug ich die ganze Ladung auf die Post.

Das Cirkular trug ebenso wie die Couverts die Aufschrift „Internationaler Spiritistenkongreß zu Rom.“ Die Zuschrift selbst, welche wir an alle Spiritistenvereine, an alle spiritistischen Zeitschriften und an alle wohlhabenden Spiritisten abschickten, deren Adressen aufzutreiben waren, war französisch und deutsch abgefaßt und hatte folgenden Wortlaut:



P. T.

Wir machen hiermit die ergebenste Mitteilung, daß nach langem Zögern und Schwanken endlich im Schoße des vorbereitenden Komitees beschlossen worden ist, am 1. Oktober dieses Jahres zu Rom einen großen internationalen Spiritistenkongress abzuhalten. Wir leben der Hoffnung, daß auf diesem Kongresse die Spiritisten der verschiedenen Länder erst völlig zu der stärkenden Überzeugung ihrer Zahl und ihrer Harmonie, ihrer äußeren und ihrer inneren Macht kommen werden. Die Grundsätze der neuen Wissenschaft werden auf diesem Kongresse in festere Formen gebracht, und die etwas lockere Organisation unserer Bestrebungen wird bestimmten Satzungen unterworfen werden. Bereits sind für die Abende der Sitzungstage Vorträge unserer ersten spiritistischen Geistesheroen und Manifestationen unserer leistungsfähigsten Medien in sichere Aussicht gestellt. Ein fröhliches, brüderliches Fest, an welchem auch unsere Schweitern gern teilnehmen werden, wird den Kongress in der ewigen Stadt beschließen. Der Entwurf der neuen Satzungen wird nur denjenigen Vereinen, Redakteuren und Privaten zugehen, welche ihr Erscheinen auf dem Kongresse angemeldet haben.

Wir haben unter den vielen schönen Städten der alten und der neuen Welt Rom gewählt, weil diese Stadt schon zweimal der Mittelpunkt einer Weltreligion war und weil wir durch Mitteilungen aus dem Jenseits wissen, daß der Spiritismus die künftige Weltreligion sein wird. Unser Prinzip ist zwar keiner der bestehenden Konfessionen feindlich, weil sie alle durch hervorragende Medien der Menschheit zu teil geworden sind. Da aber in früheren Zeiten die seligen Geister nur auf indirektem Wege, nie aber persönlich zu der Menschheit gesprochen haben, so verhalten sich die alten Konfessionen zu der neuen Lehre, welche eine Wissenschaft ist, wie reflektiertes Licht zum Urquell des Lichtes selbst. Wir haben aus dem Jenseits das Versprechen erhalten, daß die auserlesensten Geister uns erscheinen und noch weit mehr Schleier als bisher lüften werden, wenn erst durch den internationalen Kongress und die neue Organisation ein vollkommener Sieg der Jenseitigen über die Zweifelsucht einer Afterswissenschaft gewährleistet ist.

Doch schon heute ist jedem Spiritisten klar, daß er in seinem Glauben eine Vereinigung von Religion und Wissenschaft besitzt, welche ihn hoch über das Irren und Suchen der übrigen Menschheit erhebt. Das Fundament aller echten Religiosität, der Glaube an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele war dem Volke so gut wie abhanden gekommen. Der Spiritismus erst hat diesen Glauben wieder geweckt und durch Vorführung sichtbarer, hörbarer und greifbarer Geister aus dem vagen Gebiete der Meinungen heraus auf den starken Fels der Wissenschaft gestellt.

Die edelsten Geister aus dem Jenseits haben ihr Erscheinen auf dem Kongresse zugesagt; mögen auch die fortgeschrittensten Geister aus dem Diesseits, mögen die Spiritisten nicht fehlen.

Anmeldungen werden nur zugleich mit einer Geldsendung angenommen, welche nicht unter zehn Francs betragen darf. Für die Mitglieder des Kongresses ist Ermäßigung des Eisenbahnfahrpreises in Aussicht gestellt. Besonders verdienten Medien und Redakteuren wird vom Vorstande ein Beitrag zu den Reisekosten bewilligt werden. Alle Briefe und Geldsendungen sind an den Doktor R. R. rue de la loge 3, den Präsidenten des vorbereitenden Komitees zu richten.

Licht und Liebe!

Das vorbereitende Komitee.

Das Circular wurde unvorsichtigerweise auch an reiche Spiritisten in Nizza selbst verschickt, und durch diesen Mißgriff erfuhren die Medien den Plan schon am folgenden Tage. Es gab in unserer geschlossenen Gesellschaft einen sehr stürmischen Abend. Da aber die meisten die ganze Kongressidee albern

fanden, und da überdies mein Doktor Wiedererstattung der dreihundert Francs verlangte für den Fall, daß die anderen Medien den Plan aufgreifen wollten, so kam es zu einem friedlichen Ausgleich. Monsignore widersetzte sich der Ausbeutung seines genialen Einfalls noch am heftigsten. Schließlich konstituierten sich sämtliche Anwesende als vorbereitendes Komitee. Mein Doktor wurde zum ersten Präsidenten gewählt, Monsignore zum zweiten. Mündlich wurde verabredet, daß die einlaufenden Geldsummen, falls der Kongress schließlich doch scheitern sollte, an notleidende Medien in Nizza und Umgebung verteilt würden.

Unsere Rechnung schien anfangs ohne den Wirt gemacht. Der ganze Januar verging, ohne daß unter des Doktors Adresse auch nur der geringste Beitrag einging. Höchstens trafen spiritistische Zeitschriften ein, in denen unser Aufruf abgedruckt war; aber diese Sendungen waren mit erstaunlicher Regelmäßigkeit mit der Bitte um Zahlung eines Abonnements begleitet.

Wie durch ein Wunder veränderte sich die Lage etwa von Anfang Februar ab. Täglich kamen Briefe und Geldanweisungen, an manchen Tagen bloß ein Stück, an dem segneten 17. Februar achtzehn Stück, darunter eine Zehnpfundnote. Die Briefe enthielten gewöhnlich den Mindestbetrag von zehn Francs, mitunter auch unziemliche Scherze oder wertlose Papiersegen. Als Trost für diesen Scherz enthielten andere Briefe wieder hübsche Überraschungen. Einerseits, namentlich aus England und Amerika, große Beträge in Pfund- und Dollarnoten, andererseits bescheidene Gaben mittelloser Spiritisten, aus Deutschland besonders häufig Briefmarken. Mein Doktor sah auf diese Kleinigkeiten mit Verachtung herab, während mich bei meinem zarten Gefühl die Gläubigkeit rührte, die aus jedem winzigen Scherlein sprach. Alle Beiträge unter zehn Francs durfte ich als mein Nadelgeld betrachten und brachte so, ohne daß der Doktor es ahnte, etwas mehr als die vorgestreckten dreihundert Francs zusammen.

Die Hauptsammlung mochte gegen Mitte April nach meiner Schätzung nahe an zehntausend Francs ergeben haben. Rechnung führten wir nicht. Doch glaube ich nicht, daß der Doktor mir gegenüber etwas unterschlagen hat. Um die angegebene Zeit, als die Sonne wieder mit tropischer Glut die Erde küßte, die Gesellschaft sich aufzulösen begam und der goldene Regen völlig aufzuhören schien, da hoffte mein Doktor, die Kongressidee würde ruhig einschlafen, und man werde seiner Versicherung glauben, daß die Kosten des Unternehmens gerade durch die Einnahmen gedeckt worden seien. Da wurde Monsignore durch einen unglücklichen Zufall Mitwiffen unserer Geschäftsgeheimnisse, und es kam zu einer Katastrophe, ach, eine der vielen Katastrophen meines unschuldigen Lebens. Ich bin in diese Dinge nicht vollkommen eingeweiht worden und kann daher auch nur lückenhaft berichten.

Mitte März hatte ein englischer Geistlicher den Doktor aufgesucht und ihm hundert Pfund, d. h. zweitausendfünfhundert Francs bar angeboten, wenn der Kongress anstatt in Rom, in London abgehalten würde. Der Engländer war Spiritist, reich und ein fanatischer Gegner des Katholizismus. Der Doktor nahm die hundert Pfund und versprach alles.

Einen Monat später lernten wir durch Monsignore einen Italiener kennen, der entweder ein Kriminalpolizist oder ein römischer Geistlicher gewesen sein muß. Er kannte annähernd die Beträge, die wir erhalten hatten, er hatte offenbar besser Rechnung geführt als wir selbst; er kannte auch das Abkommen mit dem Engländer. Er drohte leise und vornehm mit Denunziation, wenn der Kongress nicht in Rom abgehalten würde und wenn wir uns nicht seines Rates bedienten. Der Doktor meinte, man wolle dem Spiritismus einen katholischen Anstrich geben, was ihm (dem Doktor) so gleichgültig sei, wie Wurst am Freitag. Als er aber seiner lasterhaften Gewohnheit gemäß bares Geld verlangte, sprach der Italiener mit Monsignore, und es kam zu jurchtbaren Auftritten. Monsignore berief plötzlich eine Sitzung des vorbereitenden Komitees zu-

sammen. Auch hier berichte ich nur nach Hörensagen; denn einem unbefiegbaren Instinkt folgend, der mich jede Berührung mit den unsauberen italienischen Gefängnissen scheuen ließ, bereitete ich mich gerade in diesen Tagen zu einer Reise vor. Ich wollte mit meinen kleinen Ersparnissen in die Arme meines Eduard zurückkehren und in Berlin an seiner Seite ein neues Leben beginnen.

In jener Versammlung soll es mehr als stürmisch zugegangen sein. Der Doktor wurde von den übrigen Komiteemitgliedern auf dem Bahnhofe, wo er eben ein Billet nach Paris gelöst hatte, angetroffen und mit unfreundlichen Worten in das Sitzungslokal geführt. Dort wurde er am ganzen Leibe visitiert und, als man fast kein Geld bei ihm vorfand, in einer wahrhaft barbarischen Weise körperlich mißhandelt. Monsignore soll immer aufs neue gedroht haben, ihn totzuschlagen; aber man begnügte sich schließlich damit, ihn halb totzuschlagen.

Der internationale Kongreß zu Rom ist nicht zu stande gekommen. Und doch wäre bei einiger Ordnungsliebe ein großes Geschäft damit zu machen gewesen.

Viele Jahre später erhielt ich vom Doktor einen freundschaftlichen Brief aus Amerika; er lud mich ein, hinüberzukommen und wie einst wieder als medizinisches Medium zu arbeiten. Die Sache scheiterte daran, daß er mir kein Geld für die Reise anvertrauen und ich ohne genügende Sicherheit nicht hinüberkommen wollte. Es ist schmerzlich, daß der Spiritismus so häufig Mißtrauen unter seine Befehle sät.

Wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, war der Doktor damals sofort nach Paris gefahren, wo er einen großen Teil des Kongreßgeldes deponiert hatte. Er lag dort vier Wochen krank und hat sich niemals vollständig von der letzten Sitzung des vorbereitenden Komitees erholt. Eine Anzeige gegen ihn wurde nicht erstattet und auch er forderte den Monsignore nicht vor den Richter. Wie ich aus unseren Zeitschriften ersehe, hat er drüben als ärztliches Medium eine ausgedehnte Praxis.

(Fortsetzung folgt.)

## Leben und Vernichtung.

Rom

Dr. Theodor Landau.

Das Buch der Bücher erzählt uns mit zwingender Glaubwürdigkeit und einer gewissen Anschaulichkeit, wie unser aller Vater Adam und seine liebe Eva zur Welt kamen, wie sie fortpflanzend sich vermehrten; aber mit kurzen und die Neugier erweckenden Worten geht die heilige Schrift über die näheren Umstände hinweg, unter denen der Originaladam aus diesem Jammerthal hinübergegangen ist. Auffallen muß einem jeden, der sich in die spätere Mönchslitteratur vergräbt, die bald als philosophisches System, als naturwissenschaftliches Theorem, bald als religiöse Lehren und Versprechungen sich breit macht, wie ausführlich alle Dinge in Betracht gezogen werden, welche jenseits der Lebensgrenze liegen, und man verweilt beim Vorgange des Todes so wenig, wie sich der Fuß beim Schwingen auf dem Sprungbrett aufhält, das den Körper auf die andere Seite des Wassers hinüber führen soll. Indes scheint gerade bei diesem Punkt ein Verweilen aussichtsvoller für den forschenden Blick, als die Bemühung, in das Dunkel der Zukunft und der Vergangenheit zu schauen.

Ohne daß wir Methusalems Alter erreichen, sehen wir teils, teils schließen wir, daß alle Dinge auf der Welt ein Ende nehmen. Sehr platt als Gedanke, als Hoffnung sehr kräftig und furchtbar als Besorgnis. Der Felsblock, seit Jahrtausenden auf jeder Höh' gelagert, zerbröckelt in kleine Teile, die Wolken zerdampfen auf die Erde, genug, alles, was ist, löst sich wieder auf; aber doch geht nichts verloren. Weil wir,

alle anderen und alles andere eingesperrt sind in den großen Käfig, das Weltall, festgebannt durch die brutale Gravitation.

Wenn den Granit der Regenschauer zernagt, die Wolke der Sturm vernichtet, ein Sturm dem Gegensturm unterliegt, und alles so zerstäubt, zertrümmert dahin sinkt, da spricht der stolze Menschenmuth das Wort von der „Erhaltung“ der Kraft und Materie und meint die Veränderung d. h. aber die „Vernichtung“ der Form.

Die Form aber steht bei ihrem Bestehen eine gewisse Dauer voraus; Zeiteinheiten sind bei uns Menschen Stunden, bei den Eintagsfliegen Sekunden, bei Institutionen Menschenalter, bei Ideen, solange eine Mode dauert, und bei Monarchien und Republiken, solange Ideen dauern können; der Nabe aber soll drei Jahrhunderte alt werden.

Der Mensch ist aber, so gut und so schlecht wie alles andere hienieden, auch nur ein Zeitgeschöpf, materiell gesprochen. Mit seinem Tode tauscht er ein gegebenes Etwas mit einer andern Inkonstanten ein — vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, der Seele und was so je nach den Anschauungen des Einzelnen dazu gehört. Imponderabilien nennt ein lateinisch Wörtlein all solch Zeug, das nun einmal da ist, aber doch nicht gefaßt werden kann. Das sind die niederträchtigen, aalglatten Atomlosigkeiten, die wir weder in die Grenzen des Naturerkennens einfangen können, noch in irgend ein anderes Gefäß, und die darum nur von der reinen, der ganz reinen Philosophie kaptiviert werden. Philosophische Systeme sind aber wie die Imponderabilien weder im festen, flüssigen noch gasförmigen Aggregatzustand, sondern einfach — gesucht und langweilig. Ihr überluftiges Gebäude stützen sie auf dünne windige Hypothesen; frierend tritt der neugierige naive Schülerhü hinein und erfroren kommt er wieder heraus, oder noch schlimmer, bleibt er drinnen — das nennt man reine Philosophie.

Diese Imponderabilien sind so fest in dem loßen Besitz der Philosophie, daß eine objektive d. i. empirische Naturwissenschaft bescheiden vor dem Rätsel stehen bleibt und Halt macht. Eine Naturwissenschaft freilich, die auch transzendental ist, eine moderne, aber dogmatische, steckt auch hier ihre Nase vor, und doch hat schon vor vierzig Jahren Virchow ihr einen gewaltigen Stüber gegeben, worauf diese ganze Schule freilich nur — nieste. Virchow sagt irgendwo sehr schön: „Es giebt einen materialistischen Dogmatismus so gut, wie einen kirchlichen und idealistischen, und der eine wie die anderen können reale Objekte haben. Allein sicherlich ist der materialistische der gefährlichere, weil er seine dogmatische Natur verleugnet und in dem Kleide der Wissenschaft auftritt, weil er sich als empirisch darstellt, wo er nur spekulativ ist, und weil er die Grenzen der Naturforschung an Orten aufreichten will, wo die letztere offenbar nicht kompetent ist.“ Das ist alles so wahr und einleuchtend, daß man stammeln muß, daß erst dreißig Jahre nachher Dubois die „Ausgeschweifenden“ in die Grenzen des Naturerkennens einfangen mußte.

Da wir also, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, beim menschlichen und tierischen Körper Imponderabilien sicher voraussetzen müssen, die der Pflanze fehlen mögen, aber, wie die Naturgeschichtsforscher lehren, den anorganischen zweifellos mangeln sollen, also Leben, Geist u. s. w., so werden wir gut thun, uns den Kreis der Dinge, die wir übersehen können, genau abzusteden, und da finden wir zum großen Staunen, daß die zeitliche Dauer der einzelnen Formen eigentlich mit dem kleinen Einmaleins erledigt werden kann, also daß nichts beständig ist als der Wechsel, wie Börne einmal sagt. Bei dieser Betrachtung kommen wir von selbst dahin, den Tod gar nicht so schauerhaft aufzufassen, wie es von den meisten Leuten geschieht, Selbstmörder und Soldaten natürlich ausgenommen. Es tritt eben zu einer eben vorhergegangenen Änderung nur eine vielleicht eklatanter ein; aber mit dem Tode ist ja der Kreislauf der verbrauchten Materie noch gar nicht beendet, sondern dann kommen oder bleiben noch andere chemische und physikalische Prozesse in Gang, über die eine neuere Zeit auch stellen- und lückenweis Auskunft giebt. Die Natur geht ihren

großen  
itation.  
Wolfe  
terliegt,  
cht der  
g" der  
ber die

Dauer  
bei den  
er, bei  
en und  
ber soll

e alles  
rochen.  
er an-  
Aus-  
en des  
teini-  
r doch  
a, aal-  
es Na-  
es Ge-  
n Phi-  
y aber  
gas-  
lang-  
e win-  
lerfinn  
schlim-  
sophie.

Besitz  
wissen-  
macht.  
t, eine  
; und  
gewal-  
tur —

in ein  
und  
e in d-  
efähr-  
dem  
dar-  
der  
offen-  
leuch-  
achher  
atur-

ehren,  
sicher  
wie  
fello-  
er gut  
t, ge-  
daß  
dem  
ändig  
Be-  
ht so  
t ge-  
men.  
nur  
der  
son-  
phy-  
auch  
ihren

hüpfenden Schritt weiter, und nur weil das böse Imponderabile, unser Verstand, wie festgenagelt vor der Erscheinungen rasender Flucht in ein Dunkel starrt, glauben wir, der Tod sei etwas Besonderes. Das kann ja jeder glauben, der noch nicht gestorben ist, es braucht es aber niemand anzunehmen, der nachdenkt.

Ich weiß nicht, wie viel Leute dem billigen und darum doch nicht armseligen Zeitvertreib obliegen, sich selbst auf körperlichen und geistigen Schritt und Tritt zu beobachten, und wie wenigen es gar gelingt, sich selbst in der Totalität oder nur bei einem einzigen Akt zu fixieren. Daß es bei der Art unserer Sinne nicht vollkommen geht, kann deutlich jeder erfahren, der seine Stimme aus dem Phonographen wiederhört, die wohl jeder Bekannte, nicht so er selbst wiederzuerkennen vermag. Oder laß Dir ein von einem Photographen nicht retouchiertes, also absolut ähnliches Bild zeigen, Du erschrickst, wie unähnlich Du Deiner bisherigen Vorstellung warst. Allein da die Fehlerquellen hier wie dort annähernd gleich sind, quantitativ und qualitativ, so kannst Du getrost den Versuch machen, Dich zu „fixieren.“ Allein wie erstaunt man, wenn man sich nach einem Jahre oder schon nach viel kürzerer Zeit in einer ähnlichen Lage wiederfindet, wie sehr man sich selbst in jeder Hinsicht verändert hat.

Also nur, weil wir nicht beobachten, erscheint der Ablauf unserer Lebenszeit uns so kurios. Schauen wir aber in unserem Leben ruhig zu, auf andere, auf uns, so werden wir finden, daß wir bei unserem Sprung ins Jenseits gar keinen Sprung, sondern unseren langsamen Schritt weiter machen, der unsern Hintermann so sehr erschreckt.

## Vom sittlichen Standpunkt in der Kritik.

Von

Carl Spitteler.\*

Das ist nun wieder einmal ein liebliches Schauspiel: Ein Teil der Schriftsteller den andern als Schweine extorminierend, und der zweite Teil den ersten als lüsterne, verbuhlte Greise den Damen empfehlend. Nachher verlangt man Achtung vor dem Schriftstellerstand.

Ich weiß nicht, wer angefangen, aber ich erkundige mich angelegentlich danach, wer endlich den guten Geschmack haben werde aufzuhören. Wenn ich indessen nicht falsch benachrichtigt bin, soll im Gegenteil der Spektakel erst recht beginnen, da, wie es scheint, wohlthätige Vereine sich im Namen der empörten Sittlichkeit der Litteratur annehmen, in Form eines Kreuzzuges gegen eine Gruppe der modernen Schriftsteller.

Das Opfer ist diesmal zufällig eine Fraktion, welche weder durch Beliebtheit, noch durch Ruhm und Ansehen geschützt ist, eine Fraktion, welche überdies ihre etwas grünen Talente hauptsächlich dazu verwendet, ihren Kollegen das Leben sauer zu machen. Es liegt also für die übrigen Schriftsteller die Versuchung nahe, sich vergnügt die Hände zu reiben und der sittlichen Koalition Gruß, Segen und Waffen zu spenden. Um so mehr erachte ich den Anlaß für gegeben, um ein ernstes Wort der Warnung auszusprechen, und da ich mich von jeher als einen ästhetischen Gegner der in Frage kommenden Fraktion bekannt habe, darf ich hoffen, daß meine Warnung angehört werde.

Ich halte die Politik, sich eines litterarischen Gegners, sei er wer er wolle, mittelst des Pfarrers oder des Staatsanwaltes oder des öffentlichen Instinktes zu erwehren, für eine leichtfertige (ehrenrührige Angriffe auf die Person natürlich aus-

\* Wir freuen uns, die beherzigenswerten Ausführungen des geistvollen und wahrhaftigen Schweizer Schriftstellers bringen zu können, wenn wir auch mit seinem Urteile über den Realismus nicht übereinstimmen.  
D. Red.

genommen). Thebaner und Athener mögen einander noch so bissig bekämpfen, nur sollen sie nie und nimmer Philipp von Macedonien zu Hilfe rufen. Philipp von Macedonien aber bedeutet für den Schriftsteller jede Macht, welche litterarische Werke von einem anderen Standpunkt beurteilt, als dem litterarischen, trage sie auch den allerehrwürdigsten Namen. Solch ein Übergriff geht auf Umwegen jeden einzelnen von uns an, und die verbittertsten Feinde müssen sich zusammenschließen, um dagegen im Namen der Litteratur und der Standesrechte einstimmig Verwahrung einzulegen.

Das möchte man nun freilich nicht zugeben; man wähnt durch die Einmischung einer so erlauchten Person, wie die Sittlichkeit, die „wahre“ Freiheit nicht gefährdet; man fühlt sich im Bewußtsein seines eigenen Anstandes davor sicher, daß man etwa auch einmal an die Reihe komme. Ich aber behaupte, es ist kein Schriftsteller, der es ernst und gewissenhaft mit der Kunst meint, und wäre er von mädchenhafter Keuschheit und Schamhaftigkeit, davor sicher, eines Tages plötzlich auf Grund eines seiner Werke in sittlichen Verfall erklärt zu werden; keiner, auch der größte nicht; auch nicht ein solcher, den man dereinst die Nation als sittlichen Erzieher predigen wird. Wenn ich daran erinnere, daß sogar Gottfried Keller mit Sittlichkeit begeistert wurde, und zwar wegen seines seelenvollsten, tiefsten und herrlichsten Meisterwerkes (Romeo und Julia), brauche ich wohl keine anderen Beispiele anzuführen. Und falls sogar einer es absichtlich darauf anlegte, nur ja keinen Anstoß zu geben, falls er sein Lebtag für zwölfjährige Mädchen schriebe, so würde es ihm doch nichts helfen. Denn in diesem Falle könnte man ihm ohne große Mühe „schlau verhüllte Lüsterheit“ nachweisen.

Die Erscheinung hat nicht nur ihre Ursache, sondern ihren guten litterarischen Grund; und zwar einen doppelten.

Solange die Welt steht, solange wird, wer sich zu realistischen Stoffen und realistischer Darstellungsweise bekennt, wer den Humor, wer die Satire pflegt, den Cynismus schwerlich entbehren können. Der Cynismus kann auf diesem Gebiet nur mit Schaden an Leib und Seele vermieden werden, wie denn ein zimperlich prüdes Hofen-Zeitalter das Gebeihen von Meisterwerken dieses Stils geradezu vereitelt. Wer also in litterarischen Werken Cynismen bringt, ist deswegen noch kein Schwein, sonst wäre Shakespeare ein Schwein, und Goethe ein Schwein, und Schiller ein Schwein, und überhaupt die Litteratur ein Schweinestall. Das ist jedoch noch nicht alles. Bekanntlich hat der moderne Realismus die Wahrheit in mannigfacherem Sinne sich zum Gesetz gemacht, als das jemals früher der Fall war, indem er die Wahrheit nicht bloß als Mittel, sondern als oberstes Ziel hinstellt. Ob das richtig oder ob es falsch sei, kommt hier nicht in Betracht; das ist eine rein litterarische Angelegenheit, welche mit der Moral nichts zu thun hat. Ist aber einmal buchstäbliche Wahrheit als Kunstziel angenommen, dann steht es dem einzelnen Verfasser, der sich zu diesem Glauben bekennt, nicht frei, wichtige Hauptabschnitte der Wahrheit um äußerer Rücksichten willen zu überspringen; der Kritik wiederum steht es nicht zu, ihn deswegen zu tadeln, weil er thut, was ihn seine litterarische Überzeugung thun heißt. Ein solcher Hauptabschnitt nun ist das Geschlechtsleben mit seiner ganzen seelischen Projektion, dessen Wichtigkeit zu leugnen bloß die Einfalt oder die Heuchelei vermag. Handelt es sich freilich um einen realistischen Festkostiel, dann kann wohl dieses Thema vermieden werden, wie z. B. im Drama. Hat man es dagegen mit zergliedernden Seelenschilderungen zu thun, wie im Roman, so sehe ich das Mittel nicht ein, wirklichkeitsgetreu darzustellen, ohne jungen Mädchen Anstoß zu geben. Mit ebensoviele Recht wie von dem realistischen Roman könnte man von einem physiologischen oder pathologischen Lehrbuch fordern, daß es nichts „Unanständiges“ enthalte. — Warum soll ich meine Überzeugung nicht rückhaltlos aussprechen? Ich rechne es einem naturalistischen Roman zum Fehler an, wenn er um des lieben Anstandes willen der Wahrheit ein Feigenblatt umbindet. Man schreibt zwar in der Litteratur nicht allein für Männer, aber ebensoviele allein

für Weiber. Man schreibt für die Nation und womöglich für die Welt. Eine Nation aber ist die Summe des Geistes sämtlicher ausgezeichneten Männer und Weiber. Wer will sich nun vermaßen, diesen Geist polizeilich-pädagogisch zu bevormunden? Und wer in aller Welt soll denn die ungeschminkte nackte Wahrheit erfahren, wenn nicht er? Soll eine ganze Nation mit einem Scheuler von der Wiege zum Grabe pilgern wie ein Mädchenpensionat hinter einer Gouvernante? Jeder kann lesen oder lassen, was er will; aber ein Künstler kann nicht schreiben, was man will, sondern was er muß. Falls daher ein Schriftsteller im Namen der Wahrheit etwas Anstößiges schreibt, so lautet die Frage billiger- und einfacherweise: ist das Anstößige wahr oder nicht; oder, vom Schwein standpoint betrachtet: ist die Wahrheit ein Schwein oder nicht. Wenn ja, dann möge man sich über die Wahrheit beklagen, nicht über ihren Berichterstatter. Dies schreibt jemand, welcher persönlich an einer wahren Idiosynkrasie gegen jede Zote leidet; welcher Rabelais nicht zu lesen vermag, weil ihn das topologische Bombardement anekfelt. Solch einen klassischen Stinkkäfer verschluckt jedoch die Kritik wie Konfitüre, mit ehrerbietigen Bücklingen; dagegen die Modernen, welche sich zu Rabelais verhalten wie weiße Firmelkinder zu einem alten Fuchtlehrer, verhebt man wegen einiger Unziemlichkeiten. Man nennt dergleichen Litteraturgeschichte; ich nenne es Müllschneise und Elefantenschulden; daß die Opfer es Heuchelei nennen, kann ich tadeln, aber nicht schelten.

Das ist die eine Seite. Nun die andere.

Ebenso scharf wie boshaft haben die Naturalisten aus ihrem Berufswinkel die sittliche Blöße des Gegners ausgepöht. „Schlau verhüllte, versteckte Lüsternheit,“ lautet von dieser Seite der Vorwurf. Versteckte Lüsternheit in Henje, in Baumbach, in Julius Wolff, in Marlitt, versteckte Lüsternheit in dem züchtigsten Familienroman. Ich bestreite das nicht, ich ergäne bloß: versteckte oder auch nicht versteckte Lüsternheit in Homer, in Herodot, in Horaz, in Ovid, in Ariost, in Tizian, in Correggio, in Rubens. Man befindet sich da jedenfalls in beneidenswerter Gesellschaft. Ichahre fort: versteckte und offene Lüsternheit in der ganzen französischen Kultur, versteckte und offene Lüsternheit ganz besonders in der gesamten griechischen Welt. Ich schlicke: unverhüllte Lüsternheit von Verising in nüchterner Abhandlung befürwortet. Die erlauchten Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren; doch ich denke, das genügt. Wäre ich ein Philosoph, so wollte ich mich anheischig machen, den Beweis zu führen, daß die „versteckte Lüsternheit,“ das will sagen: die Formförmlichkeit oder Feinsinnlichkeit oder Schönsinnlichkeit einer der edelsten und heiligsten Hebel erstens der Kunst, zweitens der Kultur, drittens der kosmischen Fortentwicklung bedeutet, daß Phantasie und Ideal mit der Formförmlichkeit zusammenhängen, wenn sie nicht gar in ihr wurzeln, daß wir uns ohne die Beimischung dieses nervös-sensitiven Elementes noch heutzutage statt der Serviette oder des Tintenschwamms noch heutzutage das Affenringelschwanzes bedienen würden. Da ich jedoch kein Philosoph bin, halte ich mich an die Beobachtung. Ich habe aber beobachtet, daß die höchsten Geistes-kulturen der europäischen Nationen ausnahmslos einen starken sinnlichen Zug aufweisen, daß sogenannte Künstlernaturen eminent sinnliche Naturen zu sein pflegen, daß Idealisten vermöge ihrer Religion der formalen Schönheit sich von der Schönheit weiblicher Formen leichter die Phantasie bethören lassen, als andere, namentlich als solche, welche überhaupt keine Phantasie haben. Und die Naturalisten, die mit ihren Destillierapparaten so eifriggrimmig auf jeden Schatten eines Fünkens von versteckter Lüsternheit Jagd machen, sind sie denn selber in ihren Schriften von Lüsternheit frei? Nicht, daß ich wüßte. Ich habe bloß bemerkt, daß sie im Namen der Kraft und der Wahrheit die Sinnlichkeit mit Gestank parfümieren, was die Sache vielleicht besser, aber nicht anders macht.

Die Doppelgleichung lautet mithin: Im Heerlager der Wahrheit werden wir selten die Unanständigkeit, im Lager der Schönheit selten die „schlau verhüllte, versteckte Lüsternheit“ ab-

wendend finden. Es thut mir aufrichtig leid, daß es so ist, aber es ist so.

Was nun?

Nun, ich will einfach eine bescheidene Thatfache mitteilen. Seit ich Kritik übe — und ich übe sie öfter als zu meinem Privatwohlbefinden unbedingt nötig wäre — habe ich mir zum Gesetz gemacht, niemals, unter keinen Umständen, ein Buch als unfittlich zu denunzieren. Dieses Gesetz habe ich bis jetzt gehalten und ich bin wohl damit gefahren.

„Aber um Gottes willen, man kann doch wahrhaftig nicht —!“

Ich bitte um Verzeihung, man kann.

„Ja, aber ums Himmels willen, was fangen Sie denn an, wenn Sie ein Buch zugeschickt bekommen, das von Unfittlichkeiten strotzt?“

Ich beurtteile es nach seinen litterarischen Eigenschaften.

„Ohne auf den Skandal hinzuweisen?“

Ohne nach Philipp von Macedonien zu rufen.

„Sie ignorieren also vollständig —“

Verzeihen Sie, ich ignoriere nicht, ich richte sogar; nur leihe ich, wenn ich meinen Spruch pfeifere, nicht den Siegelstock vom Pfarrer oder von der Polizei. Haben Sie noch nie davon gehört, daß der Mensch ein Ganzes ist? Nun, da Sie das wissen, kann ich mich Ihnen leicht verständlich machen. Das Geheimnis beruht einfach in folgendem: Wenn ein Buch aus lauter Lüsternheiten oder Unflätereien besteht, so ist es auch ein ästhetischer Schund; wenn ein Verfasser unnieterweise etwas Anstößiges vorbringt, so ist das zugleich ein stilistischer Fehler und so weiter. Wollen Sie Beispiele? Nehmen Sie Wieland. Wieland ist lustern und — langweilig. Ich könnte Ihnen statt Wielands auch allerlei Beispiele aus der neuesten Litteratur vorführen und jedesmal würden Sie finden, daß Gratiszugaben von Unflätereien oder Buhlereien stets gleichzeitig ein Werk litterarisch beeinträchtigen.

„Und Sie glauben, es sei genug, den Fehler als einen litterarischen bloßzulegen?“

Ich glaube sogar, es sei mehr, als was man durch jede andere kritische Methode erzielt. Denn wenn ich einen Verfasser als „unfittlich“ denunziere, so werfe ich ihn aus dem Geleise der Litteratur in eine verbitterte Opposition und lasse ihn, was vielleicht nur eine Ueberlebung war, jahrelang büßen. Oder, was wohl viel häufiger vorkommt: der Verfasser freut sich zum voraus königlich auf den Skandal und hat schon seine Märtyrerkrone beim Hutmacher bestellt. Sehen Sie, diesem wollen wir sein Spiel gründlich verderben, indem wir seine unfittlichen Janfaronaden gar nicht beachten, sondern ihn ebenso ruhig als einfachen, unqualifizierten Pfluscher begraben, wie den frommsten Weihnachtspfuscher, ohne jedes besondere Aufheben. Den ersten dagegen heilen wir weit zuverlässiger, wenn wir ihm mit den freundlichen Worten auf die Schulter klopfen: „Lieber Kollege, passen Sie doch ein wenig auf Ihren Stil auf. Sie wirtschaften ja mit Gestank und Waden so unbarmherzig, daß niemand Ihr Buch bis zur Mitte aushält.“ Glauben Sie nicht, das sei die wirksamste Medizin?

„Ich beneide Sie um Ihr Temperament. Allein fühlen Sie denn gar keine Verpflichtung, Ihre Leser vor allfälligen Fehlgriffen zu warnen, damit nicht etwa eine einsame Waise solch einen naturalistischen Greuel in die Hand bekommt?“

O ja. Habe ich freilich ein Nachwerk schon vom litterarischen Standpunkt als Schundware verurteilt, so bedarf es keiner ausdrücklichen Warnung mehr; denn niemand begehrt etwas Langweiliges. Im Gegenteil, wer bürgt mir dafür, daß die einsame Waise nicht den Schund heimlicherweise erschliche, wenn ich ihr verraten hätte, daß er verbotene Früchte enthalte? Wenn ich hingegen von Kunst oder Dokuments wegen ein anstößiges Buch als ein höchst interessantes, lebenswertes Werk zu charakterisieren hätte, wie etwa die Novellen von Boccaccio oder die Memoiren von Casanova, so würde ich am Schlusse die Warnung hinzusetzen: „Das Buch eignet sich nicht für junge Mädchen.“

„Ist das alles?“

Das ist alles.

„Und glauben Sie wirklich, das genügt?“

Ich bin fest überzeugt, daß es genügt; denn es wird verstanden.

„Fürchten Sie nicht, ein bißchen — frivol zu sein?“

Ich fürchte niemals frivol zu sein, indem ich der Kunst diene; denn die Kunst ist mir heilig.

Wie gesagt, das ist eine einfache, bescheidene Thatsache, die ich meinen werten Kollegen in der Kritik zur Prüfung unterbreite. Was mich betrifft, so bin ich in meinem Grundsatz durch die Beobachtung, wohin die übrigen Wege führen, je länger desto mehr bestärkt worden. Sie führen nämlich dorthin:

Zu befeindern:

Daß es sich komisch ausnimmt, wenn der sittliche Schweinehändler eines Morgens selber als Schwein verkauft wird, was ihm unversehens widersfahren kann.

Zu allgemeinen:

Erstens, daß man die literarische Freiheit unkünstlerischen Mächten gebunden ausliefert, von deren Gewaltthätigkeit man sich das Schlimmste zu versehen hat, da sie einst sogar einen Perikles und Euripides, einen Lessing, Schiller und Goethe im Namen der gefährdeten Sittlichkeit und Religion angefochten haben. — Zweitens, daß man sich vor der Nachwelt unsterblich lächerlich macht, falls einem das Unglück begegnet, einen Sünder unter die Hände zu bekommen, der später als Meister erkannt werden wird. Denn davon kann doch wahrlich keine Rede sein — um das beiläufig zu bemerken — daß wir Kritiker oder Pastoren oder Staatsanwälte etwa aus eigener Urteilskraft ihn als Meister zu erkennen und von dem Strafgericht auszunehmen vermöchten. Wir sind ja unter uns, wir brauchen uns also nicht für gescheiter auszugeben als wir sind. Was für ein klägliches Gesicht schneidet nicht schon heute, nach kaum mehr als dreißig Jahren, jener bedauernde Staatsanwalt, welcher den Dichter von „Madame Bovary“ im Namen der entrüsteten Sittlichkeit auf die Anklagebank lud! Was gäbe nicht seine Familie dafür, wenn sie dieses Datum und diesen Namen aus der Litteraturgeschichte zurückziehen könnte!

„Unsere deutschen Realisten sind jedoch keine Flaubert!“

Zugegeben. Allein das ist eine literarische Frage. Und so führen Sie mich selber vom sittlichen auf den literarischen Standpunkt der Kritik zurück. Das war es aber eben, was ich begehrte.

## Kezergedanken im Thorwaldsen-Museum.

von  
F. M.

I.

Thorwaldsen war über siebenzig Jahre alt und nicht nur in Dänemark, sondern auch in ganz Deutschland als der größte Bildhauer der Neuzeit gefeiert, als er im Jahre 1841 eine Huldigungsreise durch Europa unternahm, wie er das auf seine alten Tage eigentlich liebte. Damals wurde er auch in München mit Lorbeer überschüttet. König Ludwig war zwar abwesend, schrieb aber an den bewunderten Künstler einen verzwickten Brief mit schönen Partizipien; und in der Gesellschaft der „Zwanglosen“, einer geistreichen Vereinigung von Künstlern und Schriftstellern, wurde er von einem gelehrten Orientalisten in fünf unverständlichen Sprachen, darunter auch auf chinesisches, angetoastet. An diese chinesisches Begeisterung wurde ich gegen meinen Willen erinnert, als ich jüngst in Kopenhagen die Säle des Thorwaldsen-Museums durchwanderte.

Wenn heutzutage ein deutscher Schriftsteller und Redakteur nach Kopenhagen reist, so steht das Thorwaldsen-Museum nicht mehr im Vordergrund seines Interesses. Er will als Mensch

Natur sehen und als Redakteur die Verbindung mit den skandinavischen Naturalisten erweitern. Georg Brandes scheint ihm wichtiger als Thorwaldsen und Thlenchläger. Aber natürlich wird er am ersten Regentage das seltsame Museum auffuchen, welches von seinem Erbauer so sinnig im Stile eines ägyptischen Tempels errichtet worden ist. Einst wird man da nach Mumien graben können.

Ich betrat den Tempel mit dem gangbaren Gefühle der Pietät. Erinnerungen an den Löwen von Luzern und an die beiden Vasreliefs „Nacht“ und „Morgen“ begleiteten mich freundlich. Und die andächtigen Gesichter der vielen hundert Dänen, welche die Werke ihres als Klassiker verehrten Landmannes anstaunten, konnten die Stimmung nur erhöhen, weil ich die ausgetauschten Kunsturteile nicht verstand.

Es geht dem Deutschen in Dänemark eigentümlich mit der Sprache. Deutsch und dänisch ist so nahe miteinander verwandt, daß wir viele Worte, oft ganze Sätze für reines Deutsch halten, wenn wir einem dänischen Gespräche zuhören. Aber was wir zu verstehen glauben, verstehen wir erst recht nicht, weil die germanischen Worte eben dort ihre Bedeutung geändert haben.

Allmählich kam nun über mich das Gefühl, daß wir auch die Sprache Thorwaldsens nicht mehr verstehen, weil die alten wohlvertrauten Formen einfach ihre Bedeutung eingebüßt haben. Vor hundert Jahren, als Goethe seine Spighenie schrieb und die Franzosen ihrer Revolution ein römisches Kostüm anzogen, da war uns dieser ganze antike Formenchatz noch geläufig; heute aber ist er uns kein Schatz mehr und verdient wirklich nur noch, in einem Museum aufbewahrt und behütet zu werden.

Der Löwe von Luzern, den Thorwaldsen ausgeführt hat, ohne jemals einen lebendigen Löwen gesehen zu haben, wirkt nicht nur in seiner romantischen Umgebung ergreifend; auch der Gipsabguß des Modells in Kopenhagen beweist, wie groß die Macht eines glücklichen Symbols sein kann. „Nacht“ und „Morgen“ sind uns selbst durch die unzähligen Wiederholungen in Stuck und Pappe nicht zum Ekel geworden; die beiden bekannten Reliefs müssen also doch wohl eine Formschönheit besitzen, in der etwas Ewiges steckt. Und es wäre thöricht, dem dänischen Bildhauer eine gewisse symbolische Tiefe und einen hohen Grad von Schönheitszinn absprechen zu wollen. Trotzdem wird ein moderner Mensch, der sich nur eine Stunde im Thorwaldsen-Museum aufgehalten hat, endlich eine bleierne Langeweile empfinden, die auf ihm lastet, die ihm drückend den Atem beengt und die ihn hinausstreift in irgend ein eheliches Stückchen Natur.

Thorwaldsen hat selbst die Kunst oder seine Kunst einmal symbolisch gestaltet in einem seiner bekannteren Reliefs. „A genio lumen“ nennt er das Ding in einer toten Sprache. „Die Kunst ist darauf in Gestalt einer Frau dargestellt, welche, im Begriffe auf einer Tafel zu zeichnen, erwartet, daß der Genius der schöpferischen Eingebung Öl in die Lampe gieße.“ Nun sind wir freilich alle durch die Schule so sehr an den leeren Gebrauch antikifizierender Worte gewöhnt, daß es uns schwer fällt, das vollkommen Sinnlose einer solchen Sprache zuzugestehen. Ich frage aber, wo in aller Welt auf diesem Relief eine Anschauung ist, die wir mit der Kunst verbinden? Zugegeben, daß die Kunst durch ein Frauenzimmer vermenslicht werden muß. Warum aber trägt sie sogenannte griechische Kleidung? Warum arbeitet sie bei einer Lampe? Das thut doch der Künstler nicht gern. Warum geht der Genius nackt, da er doch einen Mantel zierlich über dem Arm hängen hat? Warum sitzt zu seinen Füßen eine Eule? Was dem einen 'ne Uhl ist, ist dem andern eine Nachtigall. Uns wenigstens verjümblicht die Nachtigall die Kunst viel lebendiger, als den Griechen ihre Eule. Und würde man einen vollkommen gebildeten und klugen Menschen, der nur das griechische Altertum nicht kennen gelernt hätte, vor dieses Relief hinstellen und ihn um seine Erklärung fragen, so würde dieser vermutlich antworten: es stellt einen Küchenherd vor, an welchem ein dichterender Blauschürmpf darüber nachdenkt, wie eine Eule am wohl-

schmeckendsten zubereitet wird, während ein nackter Küchenjunge mit Gänseflügeln auf dem Rücken langsam in eine Sauciere tropfen läßt.

Ebenso unverständlich für unverbildete Augen, unverständlich für jeden natürlichen Sinn, der seine Schulkenntnisse nicht zu Hilfe nimmt, sind ebenso Thorwaldsens Illustrationen zur antiken Sagen Geschichte wie seine allegorischen Werke. Wenn Adler und Löwe friedlich aus einer gemeinsamen Waschküchle trinken und dies den Genius des Friedens und der Freiheit „bedeuten“ soll; wenn ein hübsches frisiertes Kind mit vier verschiedenen Spielzeugen uns „Amors Weltherrschaft“ verkörpern soll; wenn figurenreiche Gruppen uns gleichgültige Menschen zeigen, die sich in gewählten Stellungen zusammen haben photographieren lassen, und wir dabei an die furchtbarsten Momente aus der griechischen Heroenzeit denken sollen: — so versagt unsere Phantasie den Dienst und die Kosten des eingebildeten Genusses müssen vollständig aus unserm alten Schulsack bestritten werden.

Eine Venus von Thorwaldsen wird viel bewundert. Sie kommt aus dem Wasser und legt eben das Leintuch, mit dem sie sich abgetrocknet hat, beiseite; in der Hand hält sie einen Apfel und überlegt, ob es rätlich ist, sogleich nach dem Bade Obst zu genießen. Ernsthaft: wenn wir nicht mit der abgestandenen Geschichte vom Urteil des Paris aufgezoogen worden wären, wäre die Darstellung eines nackten Weibes mit einem Apfel für uns nicht stumm, nicht vollkommen sinnlos? Als diese Marmorstatue zu ihrem Käufer gebracht werden sollte und aus dem Schiff gehoben wurde, riß die Kette des Krahns und die schwere Kiste fiel in das Schiff zurück, glücklicherweise auf einen Haufen Getreide. „Ceres hat ihre Schwester Venus gerettet,“ sagten die Zeitgenossen mit einem Sprachgeschmack, der dem Kunstgeschmack der Apfelrau ebenbürtig war.

(Fortsetzung folgt.)

## Unteroffiziere (Sous-Offs). \*

Son

G. L.

In einer köstlichen Stelle des Keineke Fuchs wird uns berichtet, wie Keineke im Kampfe mit Hegrimm dem Wolf diesen an seiner empfindlichsten Stelle packt und ihn so gründlich daran zerrt, daß er in ein entsetzliches Wutgeheul ausbricht. Schon zum zweitenmal hat Lucien Descaves bei den Franzosen die Stelle des Keineke vertreten und diese haben nicht ermangelt, beide Male wütend zu schreien. Vor wenigen Tagen war ein Stück von Descaves und Barieu in *«Théâtre libre»* aufgeführt, das während des letzten Krieges in Versailles spielt und die Feigheit gewisser Philisterkreise scharf zu geißeln unternimmt. Darf man den Berichten der Zeitungen glauben, so hat daraufhin das Premierenpublikum, nachdem der Vorhang gefallen war, eine halbe Stunde lang gebrüllt. Dem gegenüber ist denn doch die Berliner „Freie Bühne“ noch der reine Waisentnabe geblieben. Auch der vorliegende Roman hat bei seinem Erscheinen Geschrei genug erregt; ja Descaves ward, wie bekannt sein dürfte, vor Gericht gestellt, aber freigesprochen. Das wäre freilich kein Grund für einen ästhetischen Gerichtshof, ihn nicht zu verdammen. Indessen, mögen wir uns noch so sehr sträuben: der tief-ernste, bitter-sachliche Ton des Mannes fesselt uns, je länger wir lesen, und schließlich legen wir das Buch nicht ohne Erschütterung aus der Hand. Daß Descaves die Welt, die er schildert, außerordentlich scharf beobachtet hat, braucht ja kaum mehr hervorgehoben zu werden; bemerkenswerter ist schon, daß sein Blick nicht am

rein Physischen haften bleibt, vielmehr steigt er mitunter weit hinab in die Tiefen und Untiefen der Seele. Es kann nicht geleugnet werden, daß die häufige Wiederkehr derselben schmutzigen Situationen, derselben jämmerlichen Gestalten eintönig wirkt, daß, wie bei seinem großen Lehrer Zola, so auch bei Descaves die lichten Gestalten fast ganz fehlen; aber hoch anzuerkennen ist doch die Kunst, mit welcher der Dichter uns seine Gestalten, seine gemeinen, habgierigen, lusternen Unteroffiziere, seine häßlichen Soldatendirnen, die uns zu Beginn des Romans ordentlich abstießen, immer näher und näher bringt, bis wir sie ganz verstehen und — es muß nochmals zugestanden werden — wir ergriffen werden von dem Geschick dieser Armsten.

Descaves erweist sich in den Sous-Offs als ein vorzüglicher objektiver Satiriker; d. h. er zeigt fast niemals irgendwelchen Anteil, den er an der Sache, die er vorträgt, nimmt, er berichtet kurz und trocken; und doch wirken solche aneddotenartige Charakteristiken in der That wie wuchtige Keulenschläge. Zwei solche Stellen, die auch außer dem Zusammenhang der Handlung sofort verständlich sind, seien hierher gesetzt. S. 199: „Abgesehen genoh das Regiment Nummer 167 seit einiger Zeit eines sehr üblen Leumundes. Ein anderer Soldat, der als solcher nicht viel wert, dagegen in Wirklichkeit krank war, fand sich seit einer vollen Woche täglich bei der Krankenkasse ein. Anfanglich weigerte sich der Stabsarzt, ihn für krank zu erklären, und schließlich untersuchte er ihn gar nicht mehr, da der Mann im Rapport „Simulant“ genannt wurde. Seine Hartnäckigkeit trug ihm regelmäßig vier Tage Stubenarrest ein. — „Wir wollen doch sehen, wer von uns beiden früher müde wird,“ sagte der Hauptmann. Der Soldat wurde früher müde. Eines Morgens fand man ihn tot in seinem Bette.“

Seite 207 ist von einem andern Hauptmann die Rede. „Er überließ sämtliche Arbeiten Favieres (einem Unteroffizier), der bei seinem Kompaniechef, dessen Sekretär er war, überdies in hohem Ansehen stand. Es traf sich mitunter, daß der Hauptmann persönlich einen Rapport abzufassen hatte. Er setzte sich alsdann, den Säbel zwischen den Knien, seinem Fourier gegenüber nieder, blickte die Zimmerdecke an, wie um von derselben seine Inspiration zu erhalten, und sagte dann mit einemmal: „Diktieren Sie mir doch — Es wird rascher gehen —“ Und von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, wenn ihm irgend ein Wort Schwierigkeiten bereitete:

„Ein r, zwei p, wie?“

„Pardon, Herr Hauptmann, ein p und zwei r.“

„Dacht' ich mir auch; danke. Fahren Sie fort.“

Bedauerlich ist es, daß das Buch in der deutschen Ausgabe unbestreitbar recht unfein wirkt; besonders trägt dazu der grell-grüne glanzpapierene Umschlag bei. Ein Werk, bei dem der Naturalismus so tief innerlich sitzt, sollte wenigstens den Augen und Händen nicht wehe thun. — Die Übersetzung des Herrn Ludwig Wechsler ist teilweise mit einer wahrhaft sträflichen Leichtfertigkeit gemacht: S. 5: „ungefähr betrunken sprach er mit sich allein;“ S. 22: „als jeder mit seiner respektiven Beschäftigung zu Ende war;“ S. 111: „in seinem Zimmer ward er von einem Schwindel erfaßt, als würde er noch immer bei den Tönen der barbarischen Musik walzen;“ S. 174: „die Unteroffiziere grüßten ihnen mit einem Blicke;“ S. 199 wird das Regiment „geschindet;“ S. 243 heißt der Imperativ von nehmen: „nehme“ und S. 245 kommt zu guter Letzt das schlimmste Beispiel aus unserer erbaulichen Blütenlese: „Wird Tétralle kommen?“ fragte Favieres von Chuard. Favieres ist der Fragende, Chuard der Gefragte, ein Unteroffizier, dem es nicht einfällt, adlig zu sein; das „von“ ist eine einfache Übersetzung des französischen «de!» Das ist denn doch eine Schande!

\* Militärischer Roman von Lucien Descaves. Aus dem Französischen überfetzt von Ludwig Wechsler. (Budapest, Gustav Grimm 1890.)

## Kleine Kritik.

**Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Elfter Band. (Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt Rütten und Löning 1890.)

Der elfte Band des Goethe-Jahrbuchs wird den Gegnern der exakten Goethe-Philologie Anlaß zu neuen Angriffen geben, ohne leider die Verehrer Goethes durch zahlreiche wertvolle Gaben zu erfreuen. Die Eröffnung des Goethe-Archivs und die Begründung der Goethe-Gesellschaft hat einige Jahre hindurch eine Fülle der wertvollsten und interessantesten Manuskripte ans Licht gebracht und gesammelt, so daß die neuen Quellen ganz stattlich in das Sammelbecken des Goethe-Jahrbuchs zusammenfließen. Einige Jahrgänge boten auch dem ungelehrtesten Goethefreunde ganz köstliche Briefe, lesenswerte Abhandlungen von Goetheforschern kamen hinzu und was für die eigentliche Goethe-Wissenschaft systematisch geleistet wurde, das konnte mitgenommen werden und hatte übrigens häufig auch für den Nichtfachmann seinen besonderen Reiz. Aber die Quellen scheinen versiegen zu wollen. Es liegt in der Natur der Sache und ist kein Fehler des Herausgebers, wenn nach einigen fetten Jahren die mageren kommen; nur daß die mageren Jahre chronisch werden dürften. Ganz so öde wie der vorliegende elfte Band hätte aber das Jahrbuch doch wohl nicht werden müssen. Von Goethe selbst ist nur ein Streifenbrief an seinen Sohn wertvoll, allenfalls noch einige Varianten zu dem weinseligen Ohajel „auf den Komettwein.“ Nimmt man dann noch Erich Schmidts kurze Anzeige der Faustfärgung von L'Arronge und ebenso eine hübsche Studie Bösgen über Goethe als Botaniker aus, so bleibt an dem ganzen starken Bande nichts zu loben übrig. Und je weniger Bedeutendes ein solches Unternehmen bietet, desto ungünstiger fällt die Anlage zum Unbedeutenden auf. Selbst ein Stockphilologe wird lächeln, wenn der Entdecker und Beschreiber der kleinen Varianten des Ohajels selbst wie berauscht schreibt: „Wäre der Fund nicht so überragend und erfreulich, daß er alles Bedauern erlöschte, man möchte beklagen, daß er nicht mehr meiner Bearbeitung des Divan in der Weimarißchen Ausgabe zu gute kommen konnte.“ Das ist ja ein verzwickter Fall; denn wäre der Fund nicht so überragend und erfreulich, daß er alles Bedauern erlöschte, so wäre ja gar nicht zu beklagen, daß er für die große Goethe-Ausgabe zu spät kam. Da wir schon ebenfalls bei Kleinigkeiten sind, so sei der gar zu pedantischen Behandlung der Goethe-Biographie gedacht. Da ist z. B. in Verlage des Goethe-Jahrbuchs ein Register zu den zehn ersten Bänden des Goethe-Jahrbuchs herausgekommen. Schön. Der erste Band des Goethe-Jahrbuchs aber giebt nun wieder eine Übersicht über den Inhalt des Registers. Und das nächste Register wird einen Hinweis über die Notiz enthalten müssen. Das erinnert doch wohl an Schopenhauers ungarischen Magnaten, der eine Agraffe an die Spitze seines feißgeschmalten, hohen Tschakos befestigen wollte, und als er mit den Händen nicht bis hinauf reichen konnte, weißlich auf einen Stuhl stieg. Solche Dinge sind freilich Geschmackfrage, aber das Goethe-Jahrbuch sollte es an Geschmack nicht fehlen lassen. Gegen die Unregelmäßigkeit der Quellen freilich wird nur eines helfen: Der Entschluß, das Sammelwerk nicht um jeden Preis alle Jahre, sondern immer erst dann erscheinen zu lassen, wenn der Stoff ausreicht.

**Dichter-Steckenpferde.** Imitationen von Theodor von Sós-nosty. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.)

Eine Reihe von zehn Parodien, welche durchgehends ein sehr feines Sprachgefühl beweisen, aber nur in einzelnen Fällen übermütig genug enthalten, um die für Leser von Parodien so erwünschte Heiterkeit zu erregen. Am hübschesten sind die Imitationen von Kosegger und Ibsen. Der Verfasser erweist mir die Ehre, in seiner Vorrede an meine parodistischen Studien „Nach berühmten Mustern“ zu erinnern und in für mich sehr schmeichelhafter Weise dagegen zu protestieren, daß seine Stizzen eine Nachahmung meines alten Büchleins wären, „und daß ihnen eine ähnliche Idee zu Grunde liegt, wird man mir wohl nicht zum Vorwurf machen, denn auch Mauthner war nicht der erste, der auf diesen Einfall gekommen ist, sondern Bret-Harte.“ Da der Vorwurf, ich hätte den

amerikanischen Humoristen nachgeahmt, mir seit zehn Jahren in Büchern und Zeitschriften entgegengetreten ist, darf ich mir wohl erlauben, die Sachlage an dieser Stelle darzulegen; das wird zwar nicht gerade für die Litteraturgeschichte, aber vielleicht für einige meiner Leser von Interesse sein. — Ich beginne also mit dem furchtbaren Gesändnis, daß ich die lustigen Parodien Bret-Hartes allerdings gleich nach ihrem Erscheinen, ich glaube vor etwa sechzehn Jahren, gelesen habe. Ich fand sie ganz köstlich und war dem Verfasser dankbar; Bret-Harte hatte über die Phantastik seiner Opfer ein herzhaftes und gesundes Gelächter ange schlagen, aber ein Eingehen auf die Stileigentümlichkeiten war offenbar gar nicht seine Absicht gewesen. Jedenfalls machte ich dieses Gesändnis bloß der historischen Gerechtigkeit wegen; mir fiel nicht im Traum ein, nach Bret-Hartes Beispiel irgend etwas zu schreiben, und ich vergaß die kondensierten Novellen des Amerikaners vollständig. Zu meinen Versuchen führte mich eine äußere Veranlassung viele Jahre später. Am Tage nach dem ersten Attentat auf Kaiser Wilhelm brachte die „Nationalzeitung“ einen wunderlichen Brief, in welchem der geistl. Berthold Auerbach nicht ganz geschmackvoll der allgemeinen Entrüstung Worte lieh. Der Brief forderte den Spott heraus. So erschien denn am nächsten Tage im „Berliner Börsencourier“ eine höchst amüsante Parodie, welche von Paul Lindau und seinen Freunden im Café Kaiserhof verfaßt worden war. Bekannte deutsche Schriftsteller gaben da — natürlich war alles fingiert — ähnlich tiefsinnige Betrachtungen über das Tagesereignis zum besten. Der gelungene Spaß wurde in Litteraturkreisen viel besprochen und bei einer solchen Unterhaltung war es, daß ich eine Art Wette einging, den Ton der genannten Schriftsteller und Auerbachs dazu ebenso gut treffen zu können, wie ihn Lindau und Genossen getroffen hatten. So erschienen denn bald darauf meine ersten Parodien atomum in dem damals jungen „Deutschen Montagsblatt.“ An Bret-Harte hatte niemand gedacht. Wie weit dennoch eine unbewusste Erinnerung vorlag, das mag ein Gelehrter entscheiden, wenn gar nichts Wichtigeres mehr zu entscheiden ist.

**Die Kauflust der Schuljugend.** Die Kauflust der Schuljugend

liegt in den letzten Zügen. Ja, ja, ich scherze nicht. Vielleicht noch bevor diese Zeilen die Drucker-Weerkstatt verlassen, wird die letzte Faust geballt, der letzte Fuß ausgeteilt, das letzte Bein gestellt sein und der Menschheit wird von allen diesen schönen Dingen nur noch eine angenehme, aber allmählich verlassende Erinnerung bleiben. Es war vor ein paar Tagen, die Frühlingssonne war huldvoll, leutselig, herablassend, wie es nur ein Schauspieler sein kann, der ein dreißigundeinhalbjähriges Jubiläum feiert, und ich spazierte durch die Straßen Berlins. Ach, was für schöne Luftschlöffer ich baute. Denn es gehört zu den wissenschaftlich feststehenden Einwirkungen des Sonnenlichtes, daß es die Menschen zu Idealisten und Optimisten macht. Ich war also sehr vergnügt. Da wollte es der Zufall, daß mich mein Weg an einem Gymnasium vorbeiführte. Es schlug ein Uhr, die Schule war zu Ende und herausstürzte! — nein . . . schritt! — auch nicht . . . herausschlich ein Haufe halb-wässriger Jungen. Wohl slog ab und zu eine Mütze sehnsüchtig in die Höhe, aus unbekanntem Ursachen unbekanntem Höhen zustrebend; wohl lag ab und zu ein Junge nachdenklich auf dem Pflaster seiner Vaterstadt, nicht dem Zug des Herzens, sondern der Stimme des Schicksals gehorchend — aber es war eben immer nur eine Mütze oder ein Junge. Die übrigen gingen gesittet von dannen und unterhielten sich von den unregelmäßigen Verba auf *u*, von den Schandthaten des Caligula, von Quadraturwurzeln, Staubgefäßen, Molchen und von allem, was sonst in diesem entwernten letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ein deutsches Gymnasialkinder im Innersten vor Romme erzittern macht. Und die Straße war doch so breit, und die Jungen hatten ihre angeborenen Fäuste, und so weit das Auge reichte, war kein einem Professor ähnliches Brillentier zu erblicken. Dennoch rauchten diese Jungen nicht! Traurig! Sehr traurig, erschütternd geradezu! In voller Anschaulichkeit stand da plötzlich das unvergeßene Bild meiner eigenen Gymnasialzeit vor meiner Seele: wie noch kaum die Thür des Schulzimmers sich hinter uns geschlossen und schon ein unentwirrbarer Anäuel sich gebildet hatte, und dreißig dem bairischen Volksstamme angehörige Jünglinge ihre Ehren, Nasen, Arme, Beine, Bücher u. s. w. sofort als eine Art Gesamt-Eigentum erklärt hatten, aus dem allerdings nach langem und mühevollen Ringen jeder einzelne meistentheils seine Sonder-

Eigentum auszuweisen verstand. Ach, wie haben wir gerauft! Mit welcher Liebe zur Sache! Mit welcher selbstlosen Begeisterung! Munde von uns sind zwar trotzdem seither Hörsäle geworden — ich kann es nicht verschweigen! Aber die anderen haben sich, dank ihrer Kaufkraft, noch bis heute den idealen Sinn bewahrt, ohne den es, nach dem Zeugnis des Herrn Reichskanzlers, keinen deutschen Reichstag gäbe. Ja, dank der Kaufkraft ihrer Jünglingsjahre! Gewiß werden Kaffeeschweitem männlichen und weiblichen Geschlechts die Erscheinung, die ich so tief beklage, als einen Kulturfortschritt bezeichnen und mich harmlosen Spaziergänger als einen Verderber der Jugend brandmarken — ich schere mich nicht darum. Ich bleibe dabei, das wird kein rechter Mann, der mit vierzehn Jahren nicht die Versuchung verspürte, sein Zwielenleben in seine Häute zu projizieren. Und wenn die Aussicht besteht, daß in den nächsten Jahrzehnten die rechten Männer selten werden dürften, dann muß das Vaterland unruhig werden. Das ist in aller Bescheidenheit meine Ansicht. Und so erwarte ich von den deutschen Reichsboten, daß sie demnächst ein Gesetz votieren werden, das das Kaufen als obligaten Unterrichtsgegenstand erklärt.

H. Kana.

### Herr von Treitschke und das junge Deutschland. Von Paul Kerlich. (Berlin, Rosenbaum & Hart.)

Der Verfasser spricht hier über Herrn von Treitschkes Geschichtsschreibung manches harte, aber schwerlich ungerechte Wort aus. Er sagt uns freilich nichts mehr Neues; denn daß Treitschke kein objektiver und parteiloser Geschichtsschreiber ist, ist schon bekannt; und wir gesehen sogar, wie wir würden ihm hieraus nicht einmal den schwersten Vorwurf machen, sofern sich mit einer parteiischen und subjektiven Geschichtsschreibung auch eine größere Wärme, ja schöne Leidenschaftlichkeit in der Darstellung vereinigt. Gerade das Gute, das, was die Leser zu einem erhöhten Interesse für den Stoff zwingt, pflegt aus solcher Subjektivität zu entspringen. — Doch die Sache liegt hier schlimmer. Leider verbindet sich — und eben das hat Kerlich gelegentlich der Kritik, welche das junge Deutschland durch Treitschke erfährt, sehr drastisch nachgewiesen — mit der Subjektivität unseres Historikers eine starke Dosis „Mudertum.“ Die Darstellung ist zuweilen so blind, so einseitig, so gehässig, daß man bei aller Achtung vor Treitschkes Stil diese Art von Geschichtsschreibung dem doch für die Dauer nicht ertragen kann. Kerlich zeigt, wie der Historiker schon ganz falsch citierte Sätze aus ihrem Zusammenhange herausreißt, Bücher verurteilt, die er offenbar gar nicht gelesen, und was dergleichen Dinge mehr sind, die man keinem jungen Recensenten mehr verzeiht.

L. B.

### Lorin. Roman von Graf P. A. Walujew. Vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. Drei Teile. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1890.)

Die staatsmännischen Verdienste des vor kurzem verstorbenen russischen Ministers Walujew hat Arthur Kleinschmidt in Nummer 21 dieses Blattes gewürdigt. Auch auf den vorliegenden großen Roman ward damals schon hingewiesen. Groß ist er nun freilich nur nach der Elle gemessen, lang wäre der bezeichnendere Ausdruck. Und auch das ist er nur, weil der seiner Dienste entlassene Staatsmann besonders in den letzten Teil breite politische, ökonomische und national-ökonomische Gespräche eingeflochten hat, die mit der Handlung nicht das mindeste zu thun haben. Vielleicht drängte es den gekränkten Mann, seine frühere politische Thätigkeit auf diese Weise zu verteidigen. Der Fall ist ja nicht unerhört, daß große Männer, die nach langer Thätigkeit wider ihren Willen ins Privatleben zurückkehren, schwachhaft werden. Von den Interviews kann hier süglich abgesehen werden: nur auf eines der Gespräche sei nachdrücklich hingewiesen: S. 274 bis etwa 290 des dritten Teils unterhält sich eine Gesellschaft in größter Breite über einen neu erschienenen Roman; gemeint ist ohne Zweifel kein anderer als der vorliegende Lorin. Um zu zeigen, daß Walujew selbst sehr wohl den eben gerügten Fehler erkannte, siehe hier die folgende Stelle (S. 281 unten): „Man sieht, es handelte sich dem Verfasser weniger um das, was er in diesen Skizzen erzählt, als vielmehr um die gelegentlichen Bemerkungen, zu denen ihm dieselben Anlaß gaben.“

Uns Nichttraffen aber kam es nicht verübelt werden, wenn uns die schön erzählte Handlung mehr interessiert als das dichtgeraute Beiwerk. Und auch diese eigentliche Geschichte werden wir in anderer Weise würdigen, als die russische Gesellschaft. Wie eine Überzeugung des Nibelungenliedes die altertümlichen Ausdrücke möglichst wahren soll und nicht in modernem Ton sich halten darf, obwohl er doch zur Zeit seiner Entstehung modern war, oder wie für uns bei einer alten Bronze die Patina, der edle Hauch, zum ästhetischen Genuß nicht fehlen darf, so ist bei einer Erzählung, die wir aus fremdem Land übernehmen, für uns das eigentlich ästhetische und das ethnologische Element, wenn ich so sagen darf, nicht voneinander zu scheiden. Und ich glaube, daß das, was uns am Lorin so anzieht, von den Russen selbst kaum beachtet wird, da es eben gerade ihre eigene Natur ist. Walujew spricht S. 168 des zweiten Teils von jenem „echt russischen Gefühl, für das es im Russischen keinen Ausdruck giebt. Die Franzosen nennen es resignation, die Deutschen — Ergebung.“ Es ist in der That der Geist der Resignation — wir Deutschen ziehen nach unserer Gewohnheit das fremde Wort dem von Walujew genannten vor — der durch die russische Seele und so auch durch dieses Buch weht. Damit hängt zusammen, daß die menschliche Leidenschaft nur eine verschwindende Rolle spielt; an ihre Stelle tritt Entzagung, Ruhe und — das ist das Bemerkenswerteste — Wahrheit getreten. Wo andere Schriftsteller es sich nicht hätten entgehen lassen, stürmische Auftritte zu malen, wo sonst zwei Charaktere schroff zusammenprallen müßten, da treten sich hier Menschen gegenüber, fagen still und ruhig, wie's ihnen ums Herz ist, schauen sich traurig an und gehen auseinander. Das ist die typische Situation dieses Romans, in dem uns immer wieder neue Perionen ohne Unterlaß vorgeführt werden, während die Träger der Handlung doch nur drei Personen sind: Lorin, die Gräfin Iskritsh und Olga; der Typus des Manns, des Weibs und des Mädchens. Der Mann liebt natürlich zu Beginn des Romans das Weib, dessen anfängliche Leidenschaftlichkeit sehr bald der aufopfernden Resignation Platz macht; aus dem Weibe wird die Frau; Lorins echte Liebe zum Mädchen erwacht; aus Pflichtgefühl und tiefem Mitleid hält er jedoch an der Gräfin Sinaida fest, bis sie ihn freigiebt und entläßt. Auch dann noch fühlt er sich moralisch an sie gebunden, obwohl er und Olga sich längst ihre unauslöschliche Liebe gestanden. Es ist das eine schöne Scene im Kolosseum, auch sie ohne jede Leidenschaft, still, wehmützig, selbst der obligate Kuß fehlt. „Olga bückte sich herab, brach eine weiße Kose von einem der im Mauerwerk wuchernden Büsche und sagte, indem sie ihm die Blume reichte:

„Nehmen Sie hin und bewahren Sie sie zum Andenken an Schwester Olga, die Sie liebt, Ihrer gedenken und wie zuvor für Sie beten wird.“

Gebet wird sehr viel in dem Buche. Auch das gehört zu seiner Patina. Was uns hier wie etwas Selbstverständliches berührt, wäre uns in einem deutschen oder französischen Buche schlechthin unerträglich, ja sogar in einem englischen.

Ein sanfter Tod erlöst schließlich die arme Gräfin Sinaida und vereinigt die Liebenden.

Bemerkenswert an dem Buche ist noch die intime Kenntnis der westeuropäischen Länder und ihrer Kultur. Deutsche Dichter finden wir in den Mottos der Kapitel vielfach citiert, selbst solche untergeordneten Nanges, die nicht zu kennen ein Deutscher sich nicht sonderlich schämen muß.

Alles in allem: immerhin ein bemerkenswertes Buch; wären nicht die eingangs erwähnten Längen, würde es besonders bei Frauen und frauenhaft gestimmten Männern viel Anklang finden. Wenn aber Kleinschmidt a. a. O. jagt, Walujew schildere „edel- und freidenkende Menschen im Gegensatz zu den landläufigen Pessimisten und Nihilisten, Gestalten wie Lorin, die Gräfin Iskritsh . . . leben und weben, sind nicht müßige Phantastengebilde halb oder ganz verrückten Hirns,“ so kann dem, wenn wirklich, wie es scheint, damit Walujew gegen Dostojewski u. a. ausgespielt werden soll, nicht zugestimmt werden. Um ein Beispiel aus höheren Sphären zu nehmen, so hätte dasselbe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, etwa zu Gunsten der französischen Klaffter gegenüber Shakespeare gesagt werden können; denn neben Walujew steht Dostojewski immer noch wie ein Riese da und verhält sich zu ihm, um in Frankreich zu bleiben, doch fast wie Zola zu Ohnet. — I.